

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Wieder ein Kurpfuscher.

Da kommt schon wieder Einer, der die Grundursache der übeln Lage der Arbeiter entdeckt hat und auch gleich vorschlägt, wie Alles besser gemacht werden kann. Er macht sich seine Arbeit leicht, aber sie ist auch darnach.

Zu Lindau am Bodensee hat ein Herr Schindler einen Preis von 4000 Franken für Pläne von zweckmäßigen Arbeiterwohnungen ausgesetzt und sein Bruder, der österreichische Konsul in Zürich, hat dem Preisauschreiben eine Begründung beigegeben.

Wir unterschätzen die Frage der Arbeiterwohnungen nicht und glauben auch, daß Herr Schindler es ganz gut gemeint hat. Die einfachste Lösung der Wohnungsfrage für die Arbeiter wäre freilich gefunden, wenn die Arbeiter eine ausreichende Einnahme hätten, dann könnten sie sich freundliche Wohnungen mieten und dieselben auch behaglich einrichten.

Menschenfreunde haben immer gute Absichten, allein sie sind zuweilen recht naiv und unpraktisch. So glauben Viele, dem Arbeiter sei die größte Wohlthat erwiesen, wenn man ihm kleine Häuschen baut, die er durch Abzahlungen allmählich zu seinem Eigenthum machen kann. An sich ist das schon richtig. Allein man vergißt, daß der Arbeiter den Fluktuationen des wirtschaftlichen Lebens ausgesetzt ist. Wie nun, wenn er nach jahrelangem Mühen die 3-4000 Mark, die solche Häuschen mit dem besten Kostens, abbezahlt hat und in Folge schlechten Geschäftsganges oder aus einer der tausend anderen Ursachen an seinem Wohnorte keine Arbeit mehr findet? Dann sitzt er rathlos da mit seinem Häuschen und ist übler daran als die Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken mit sich fortnehmen kann.

Der österreichische Konsul in Zürich scheint von diesen Dingen keine Ahnung zu haben und wir sagen offen, daß wir Jedem das Recht absprechen, in diesen Dingen zu urtheilen, der über die praktischen Erfahrungen der Arbeiter in solchen Angelegenheiten nicht hinreichend unterrichtet ist. Das ist der österreichische Konsul in Zürich offenbar nicht. Er giebt aber noch einen weiteren Beweis seiner völligen Unkenntnis in diesen Dingen. Er meint, die Arbeiter sollten, anstatt in den Städten, wo die Miethe und alle Lebensbedürfnisse am theuersten sind, auf dem Lande wohnen und Morgens zur Stadt in die Fabrik fahren, Abends wieder heimkehren. „Die Eisenbahn“, sagt er, „vermittelt solche Fahrten um billigen Preis. Die Abonnementkosten zahlen sich, wenn Frau und Kinder draußen auf einem Stück Land einen Theil der Nahrungsmittel bauen helfen und die billige Fahrgelegenheit könne in gewissem Sinne dazu dienen, die Vortheile der Hausindustrie mit denen der Fabrikarbeit zu verbinden.“

Feuilleton. Im Eksenfer.

Roman von Friedrich Gerstäder.

(Fortsetzung.)

„Vorher habe ich noch hier ein Geschäft zu ordnen, das Dich vielleicht sogar beruhigt, Papa, indem ich von da an kein so wildes Leben mehr führen werde.“

„Und was ist das?“ sagte sein Vater und sah erwartungsvoll zu ihm auf.

„Ich will heirathen, Vater.“

„Dich vermählen?“ rief der Baron erstaunt aus.

„Wenn Dir das besser klingt — ja.“

„Und mit wem? Ich habe gar keine Ahnung, welcher Familie Du Dich zugewandt!“

„Keiner, Papa,“ sagte Hans ruhig; „ich heirathe ein alleinstehendes, armes, aber braves Mädchen.“

„Hans!“ rief der Baron erschreckt.

„Wolltest Du lieber, daß ich mich um eine adelige Dame beworben hätte,“ sagte Hans bitter — „zum Beispiel Kathinka von Schaller, so brav und ehrenwerth sie sonst sein mag, aber mit ihr einen Betrüger und Schwindler zum Schwiegervater bekäme?“

Der alte Baron seufzte tief auf.

„Oder eine der leichtfertigen jungen Damen Klingenberg, die mir die Heimath zu einer Hölle machen würden.“

„Aber, Hans, es giebt auch noch Andere!“ rief Herr von Solberg.

„Ja,“ lachte Hans, „von den „Anderen“ habe ich mir eben eine ausgesucht, und ich glaube, Du wirst mit ihr zufrieden sein.“

„Und darf ich ihren Namen nicht wissen? Schämst Du Dich ihrer?“

„Bei Gott nicht, Vater,“ rief Hans bewegt aus.

Aber Mutter hat ihr Herz daran gesetzt, daß die Verbindung ihrer Kinder auch an ihrem eigenen Hochzeitstage geschlossen werde, und wenn das nun auch morgen mit unerer Trauung nicht möglich ist, so wollen wir doch wenig-

Das das Familienleben schon halb zerstört ist, wenn der Vater nicht zu Lische nach Hause kommen kann, daran denkt der biedere Herr Konsul offenbar nicht. Und daß gerade die Hausindustrie, die dem Geseh unerschöpfbare, es ist, welche die Löhne auf das niedrigste Niveau drückt, woher sollte der Herr Konsul das wissen?

Er bemüht sich, dem Arbeiter den Aufenthalt auf dem Lande mit den glänzendsten Farben auszumalen, ohne dem Arbeiter zunächst zu sagen, woher er die Mittel nehmen soll, um sich ein Grundstück zu erwerben, von dessen Bewirtschaftung durch Frau und Kinder des in der Stadt beschäftigten Arbeiters sich, der Herr Konsul so viel verspricht. Dann fährt er fort:

„Ein braver und sparsamer Arbeiter ist auf dem Lande ein geachtetes Gemeindeglied, während sich die vielen Arbeiter in der Stadt gegenseitig kaum kennen. Auf dem Lande können sich Frau und Kinder mit Feldbau befassen, ein paar Ziegen und Hühner halten, ein Schwein mästen und allerlei für den Haushalt erwerben. In der Stadt dagegen soll der Mann Alles, Nahrung, Kleider, Arzt, Miethe, Steuer und oft noch unnötige Dinge für Frau und Kinder obendrein herschaffen. Das drückt und verstimmt ihn, während gemeinsames Erwerben erfreut und bindet. Auf dem Lande sei die Arbeiterfamilie gesünder, weil sie sich vom Eigenen besser ernähre und weniger Epidemien ausgesetzt sei, dazu weniger Anlaß für Ausgaben bei Anlässen und Festen aller Art. Frau und Kinder sind auf dem Lande geachtet auch ohne ihreu Modehüte.“

Der Herr Konsul beruft sich auf deutsche Verhältnisse und da muß man sagen, daß seine Unkenntnis eine geradezu verblüffende ist. Es gehört viel Kühnheit dazu, mit solchem Mangel an Sachkenntnis ein Preisauschreiben motiviren zu wollen.

Der Herr Konsul weiß also gar nicht, daß vielleicht der größere Theil der deutschen industriellen Arbeiter, sicherlich aber etwa die Hälfte derselben nicht in den großen Städten, sondern in den halb oder ganz ländlichen Vororten oder in der weiteren Umgebung derselben wohnt, sich Morgens in die Stadt zur Arbeit und Abends wieder aufs Land nach Hause begiebt. Hat der Herr Konsul diese Erscheinung nicht auch an seinem Wohnorte Zürich beobachten können? Die Erfahrungen, die der Herr Konsul erst machen will, haben wir längst schon hinter uns und in Deutschland kann ihm jeder aufgeklärte Arbeiter auseinandersetzen, wie sehr er, nämlich der Herr Konsul, sich auf dem Holzwege befindet.

Die üble Lage der sächsischen und thüringischen Weber ist mangellos bekannt. Von diesen Leuten wohnen unendlich viele auf dem Lande und arbeiten in der Stadt; ihre Familien können sich „mit Feldbau befassen, Ziegen und Hühner halten, ein Schwein mästen und Allerlei für den

siens morgen Abend im Freundeskreise unsere Verlobung feiern.“

„Und darf ich nicht wissen, wen Du mir als Tochter zuführen willst?“

Hans schüttelte lächelnd den Kopf. „Heute noch nicht, Papa,“ sagte er, „es verdirbe mir ja sonst die ganze Ueberraschung; aber sei versichert, daß ich eine gute Wahl getroffen, und nach den Erfahrungen, die wir in der letzten Zeit gemacht, glaube ich, daß ich Dir auch ein braves Bürgermädchen als Schwiegertochter zuführen darf.“

„Hans!“ rief der alte Baron bestürzt.

„Ueberdies,“ setzte Hans hinzu, „möchte ich keine unserer stolzen, hochadeligen Damen da hinüber in jene fremde Welt führen, denn welchen Umgang könnte ich ihr dort bieten — die Mischlingstrace von Cholos und Creolen höchstens, und meist dazu rohes, ungebildetes Volk. Nein, Papa, ich glaube, ich habe mit ihr mein Glück begründet, und möglicherweise hast Du selber Freude daran.“

Der alte Baron seufzte recht aus tiefer Brust auf, aber die letzten Ereignisse hatten doch seinen alten Stolz gebrochen; er wagte keine Erwidrerung dem überhaupt vollkommen selbstständigen Sohne gegenüber, und als sich Hans bald darauf in sein eigenes Zimmer zurückzog, sah er wohl noch eine Stunde allein am Tische und grübelte über den Verfall der alten Adelsvorrechte nach, die jetzt sogar von den Söhnen und Enkeln selber unterwählt würden.

So kam der nächste Tag, und im Solberg'schen Hause wurden die Festesvorbereitungen erneut; aber es war doch dazu nicht das rechte Leben, denn selbst die Dienerschaft fühlte, es sei nur eine erzwungene, gewaltsam fast hervorgerufene Feier, um eben das Alles zu betäuben, was noch auf dem Herzen der Familie lag. Es schien wenigstens zu unnatürlich, daß Franziska, das gnädige Fräulein, sich so leicht über den Verlust eines Mannes hätte hinwegsetzen können, den sie sich doch bis dahin als den Führer durch ihr ganzes übriges Leben gedacht.

Hans vielleicht war der Einzige, der dieses drückende und unbehaagliche Gefühl nicht theilte, denn in dem Bewußtsein, die Schwester vor einem furchtbaren Unheil bewahrt zu

Haushalt erwerben.“ Sie sind auch sparsam und ihre Frauen tragen keine Modehüte. Und doch sind sie in der traurigsten Lage von der Welt, denn ihr Verdienst ist oft 6 Mark pro Woche, oft noch weniger.

Wohin man heute kommt, ist unter den städtischen Arbeitern eine Art Bestürzung darüber vorhanden, daß jetzt so viele Arbeiter vom Lande, die draußen etwas Ackerbau treiben können, weil sie ein kleines Grundstück und eine Hütte darauf haben, in die städtischen Fabriken kommen oder auch als Maurer und dergl. in den Städten arbeiten. Diese Leute, denen ihr bisherigen Landwirthschaft die Hälfte ihrer Existenz deckt, arbeiten für Löhne, mit denen die nur auf ihre Hände angewiesenen Arbeiter absolut nicht auskommen können. So bringen die Arbeiter vom Lande die anderen ins Unglück, denn sie drücken die Löhne auf ein Minimum hinab.

Schreiber dieses befand sich jüngst in einer mitteldeutschen Stadt. Ein Arbeiter, mit dem er sich unterhielt, zeigte auf ein etwa eine Stunde entferntes großes Dorf und sagte: „Das ist unser Ruin?“ — „Warum?“ — „Nun, von dort kommen sie herein, arbeiten fast für nichts, leben den Tag über von einem Stück Brot und Wurst, gehen Abends hinaus und wir sind zu Grunde gerichtet, denn es entgeht uns Arbeit und Verdienst. Sie können's machen, denn sie haben Grundstücke und Häuschen draußen!“

Daß dem so ist, wird jeder wissen, der die Verhältnisse bei uns einigermaßen kennt. Den Fabrikanten, Industriellen und Unternehmern ist es so erwünscht, denn das verringert die Produktionskosten. Der österreichische Konsul in Zürich mag künftig seine ökonomische Weisheit für sich behalten.

Politische Uebersicht.

Die Nationalliberalen haben wieder einmal einen Parteitag in Götting abgehalten. Derselbe schließt sich würdig den Tagen in Heidelberg, Neustadt und Berlin an, nur daß er noch mehr wie diese konstatiert, daß die Lebenslage der Partei gesäht ist. Freilich machen die Leuten frampshafte Anstrengungen, um wieder zur Geltung zu gelangen, namentlich haben sie in Berlin keine Mittel gescheut, um die vor allen Dingen notwendige Bekanntschaft für sich zu machen. Unter den üblichen Tam-Tam-Klängen begann die Gründung des nationalliberalen Vereins, von dem man behauptete, daß er nur einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen sollte. Wie sehr man in Berlin ein solches Bedürfnis hatte, zeigt die Thatsache, daß außer den Gründern des Vereins so gut wie keine Mitglieder vorhanden sind. Die Herren Offiziere sind da, aber die Mannschaft fehlt und auf diese werden die Herren vergeblich warten müssen.

Sehr lehrreiche Zahlen weist die Kriminalstatistik auf, welche sich in dem vor Kurzem erschienenen „Statistischen Jahr-

haben, wie in dem seines eigenen Glückes, künnernte es ihn verwünscht wenig, was sich die Stadt darüber denken könne. Er ging seinen Weg, und Rhodenburg mochte dann sehen, wie es hinterher kam.

Uebriens durchschien schon in aller Frühe das Gerücht die Stadt, daß „Graf Rauten“, wie er natürlich noch allgemein genannt wurde, mit Tagesanbruch heute verschieden sei. Er hatte gestern Abend und die Nacht hindurch noch die furchtbarsten Qualen ausgestanden, in freien Momenten aber dann so schreckliche Enthüllungen über seine verbrecherische Laufbahn gemacht, daß selbst die Wärter scheu von ihm zurückwichen. Es war das Ende eines Verzweifeltsten gewesen, der sich im Geiste fortwährend von seinen Opfern umgeben und gepeinigt sah. Seine Seele war nicht geschieden, sondern wie gewaltsam aus seinem Körper gerissen worden, und wenn ein Mensch schon auf Erden Höllequalen erdulden mußte, so hatte sie Rauten, der gewissenlose Verbrecher, erdulden müssen.

Als Hans Kunde davon bekam, ging er hinaus in das Spital; aber der Todeskampf des Verbrechers war schon vorüber. Der Körper lag starr und kalt im Todtensaale auf seinem Stroh, und Alles, was mit ihm noch geschehen konnte, war, ihm seine Stelle an der Kirchhofsmauer anzuweisen.

Auch die Solberg'sche Familie erhielt die Nachricht, denn wo hätte je eine Unglücksbotschaft geheim gehalten werden können! Aber auf Franziska selber übte es weit eher einen ermuthigenden als niederdrückenden Einfluß aus. Jetzt war sie frei — dem Verbrecher selber konnte sie keine Thräne nachweinen, und mit dem Todten war die Schuld begraben.

Und der Nachmittag rückte vor. Hans hatte Rätchen den ganzen Tag noch nicht gesehen, aber es ließ ihm endlich keine Ruhe mehr. Konnte er denn wissen, ob sie nicht noch etwas brauchte, und es wäre ja selbst unfreundlich gewesen, sich nicht danach zu erkundigen!

Mit Kopfendem Herzen betrat er das Haus, hatte aber noch nicht ganz die erste Etage erreicht, als ihm oben der alte Oberstleutnant begegnete und, ihm beide Hände entgegenstreckend, herzlich ausrief:

buch für das Deutsche Reich" befindet. Am lehrreichsten ist die Tabelle, welche angiebt, wieviel wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze Verurtheilte (die von Militärgerichten erledigten Straffachen, sowie die Juwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle sind hier ausgeschlossen) auf je 10,000 über 12 Jahre alte Einwohner kommen. Da ergibt sich denn, daß unter allen deutschen Landestheilen die Provinz Posen in der Zahl der Verurtheilten obenan steht, nämlich mit 192,7 auf 10,000 über 12 Jahre alte Einwohner, während auf Preußen im Ganzen nur 104,2 kommen. Die einzelnen Staaten weisen folgende Ziffern auf: Schwarzburg-Rudolstadt 163,9, Schwarzburg-Sondershausen 153,8, Bremen 133,8, Baiern 118,1, Sachsen 105,1, Preußen 104,2, Anhalt 101,5, Hamburg 100,4, Sachsen-Roburg-Gotha 100,1, Braunschweig 97,8, Württemberg 95,7, Sachsen-Meinungen 95,3, Neuchâtel 92,6, Sachsen-Altenburg 88,3, Neuchâtel 87,9, Elb-Lothringen 87,0, Baden 84,4, Lübeck 83,2, Sachsen-Weimar 82,3, Hessen 75,3, Oldenburg 65,5, Mecklenburg-Strelitz 61,9, Mecklenburg-Schwerin 61,2, Waldeck 55,7, Lippe 54,8, Schaumburg-Lippe 44,0. In der Provinz Posen also giebt es fast 4% Mal soviel Verbrecher, wie im Kaiserthum Schaumburg-Lippe. Das Auffallendste in der vorstehenden Zusammenstellung aber sind die hohen Verbrecherziffern der beiden Schwarzburg. Sie unterscheiden sich nicht nur aufs Unvortheilhafteste von den übrigen Kleinstaaten, sondern auch von den Mittelstaaten und den angrenzenden preussischen Provinzen. Die einzelnen preussischen Provinzen präsentiren sich in folgender Weise: Posen 192,7, Westpreußen 168,8, Ostpreußen 150,9, Stadt Berlin 137,5, Schlesien 121,2, Pommern 102,8, Brandenburg 89,4, Hessen-Nassau 89,2, Sachsen 85,2, Hannover 79,7, Rheinland 68,3, Westfalen 66,4, Hohenzollern 64,0, Schleswig-Holstein 61,5. Sehr interessant ist auch, daß das vielverehreichte Berlin unter den preussischen Provinzen bei Weitem nicht die höchste, in einigen Kategorien sogar eine auffallend niedrige Verbrecherziffer aufweist. So hat es bei Mord nur 0,10, bei Raub und Todtschlag 0,04, bei gefährlicher Körperverletzung 5,8, während die entsprechenden Durchschnittsziffern für ganz Preußen 0,27, 0,10 und 12,1 sind; selbst in der Rubrik des Diebstahls steht Berlin mit 39,1 gegen Posen mit 72,3. — Unter den Mittelstaaten hat Baiern weitaus die meisten Verbrecher. Sehr auffallend aber ist, daß von den drei Gruppen Franken, das übrige rechtsrheinische Baiern und Rheinsfalz die letztere gar sehr die schlechteste Stelle einnimmt, nämlich mit 145,0 gegen 107,0 in Franken und 119,2 im übrigen Baiern. — Es wird durch diese Statistik aufs Neue dokumentirt, daß die Religion nicht im Stande ist, Vergehen und Verbrechen zu mindern. In Posen sowohl als in Baiern ist die Religiosität sehr groß und dennoch weisen gerade diese Länder die größte Zahl der Verurtheilten auf. Je unauffälliger ein Volk ist, desto mehr ist es zu Verbrechen geneigt. Es verdient ganz besonders hervorzuheben zu werden, daß Berlin und Hamburg, obwohl sie Großstädte sind, weit hinter der ländlichen Bevölkerung Potsdams in Bezug der Verbrechen zurückstehen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir dieses günstige Verhältnis auf die Arbeiterbewegung zurückführen.

Der Reichs- und Staats-Anzeiger schreibt: In der letzten Zeit haben sich bei dem auswärtigen Amt die Gesuche um amtliche Vermittlung zur Geltendmachung von Ansprüchen auf Erbschaften, welche in den Niederlanden beruhen sollen, in erheblicher Weise vermehrt. Hierbei ist es öfters zu Tage getreten, daß von den vermeintlichen Erbberechtigten zur Begründung ihrer Ansprüche nicht unbedeutende Kosten aufgewendet wurden. Auch sind nicht selten dergleichen Ansprüche zur Verübung von Betrügereien benutzt worden, welche vielfach eine bedeutende Vermögensschädigung der Beträugten zur Folge hatten. Die noch in allerneuester Zeit veranlaßten amtlichen Ermittlungen lassen jene Ansprüche als aussichtslos erscheinen. Sowohl in dem Königreich der Niederlande selbst wie in den indischen Kolonien verfahren die Ansprüche auf Erbschaften in dreißig Jahren von dem Tage der Eröffnung der Nachfolge, und diese tritt sowohl bei der gesetzlichen wie bei der testamentarischen Vererbung mit dem Augenblick des Todes des Erblassers ein. Beständig des Königreichs der Niederlande selbst und aller bis zum Jahre 1811 in die Verwaltung der ehemaligen Waifen- und Vormundschaftskammern gelangten Vermögensmassen und Erbschaften ist aber seit dem Jahre 1880 überhaupt jeder Anspruch ausgeschlossen. Durch Gesetz vom 5. März 1852 wurde nämlich eine Kommission eingesetzt, welche diese Massen und Erbschaften zu liquidiren hatte. Diefelbe hat zufolge Artikel 8 des erwähnten Gesetzes die vorgeschriebenen Aufgebote im niederländischen Staatsanzeiger ergehen lassen. Denen, welche sich rechtzeitig auf Grund dieser Aufgebote gemeldet hatten und ihre Berechtigung nachweisen konnten, wurde der ihnen gebührende Erbtheil ausgetheilt. Nach Ablauf der gesetzlichen Frist von fünf Jahren wurde sodann der verbleibende Rest dieser Massen dem niederländischen Staate überwiesen. Im Jahre 1880 hat die Kommission ihre Aufgabe erledigt, und seit dieser Zeit ist in Bezug auf die erwähnten

Massen und Erbschaften jeder Anspruch endgültig und unwiderruflich ausgeschlossen. Seit dem Jahre 1811 sind in dem Königreich der Niederlande überhaupt keine Nachlassenschaften mehr bei den Waifenkammern eingebracht.

Zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind in der That schon Verhandlungen behufs Regelung ihrer Zollverhältnisse im Gange. Der „Bos. Jtg.“ wird darüber aus Wien gemeldet: „Die gegenwärtig in Wien tagenden Konferenzen, an denen österreichische und ungarische Minister teilnehmen, sind nicht in der Lage, Beschlüsse bezüglich des handelspolitischen Verhältnisses zu Deutschland zu fassen, weil inzwischen Graf Kalnoky diplomatische Schritte in Berlin in der Angelegenheit gethan hat, um im Vertragswege die Zollverhältnisse im Sinne eines engeren wirtschaftlichen Anschlusses aneinander zu regeln. Von dem Resultate dieses Versuches wird es abhängen, welche Entschlüsse Oesterreich-Ungarn faßt. Sollte Deutschland das Entgegenkommen ablehnen, so werden die österreichischen und die ungarischen Minister augenblicklich zusammenzutreten, um alle Konsequenzen der Lage in protektionistischer Richtung zu ziehen und eine neue Zollnovelle zur Vorlegung für beide Parlamente zu verfassen.“

Die Stadt Altona hat unter Hinweis auf die ungünstige Lage ihrer Finanzen bei der Regierung den Antrag gestellt, es möge ihr gestattet sein, von geistigen Getränken, Bier, Wein, Branntwein, eine Abgabe zu erheben. Wie es heißt, wird dieser Antrag die Genehmigung erhalten, jedoch mit der Maßgabe, daß die Erhebung dieser Abgabe mit dem Jahre 1888, d. i. dem Eintritt in den Zollverein, aufhört.

Aus Mainz wird der „Frankf. Jtg.“ geschrieben: Das Eigentum — Manuskripte, Schriften, Bücher, optische Instrumente u. — des vor nahezu 6 Monaten in Haft genommenen Schriftstellers Rudolf Kötter, das seither, wie auch die Wohnung des Inhaftirten, gerichtlich versiegelt war, ist am Donnerstag freigegeben und dem Anwalt des Herrn Kötter behändigt worden. Ueber den Stand der gegen Kötter erhobenen Anklage, die belanlich auf Landesverrath geht, verlaute hier nicht das Geringste; ebenso herrscht auch tiefes Schweigen darüber, ob der Inhaftirte in Berlin oder Leipzig in Haft sei.

Aus dem sozialdemokratischen Lager. Unter dieser Ueberschrift bringt der „Hamb. Correspond.“ einen längeren Artikel, dem wir folgendes entnehmen: „Anfangs hatte das Parteiorgan (Bücher „Sozialdemokrat“) einer Zuschrift aus Deutschland Raum gegeben, in welcher bezüglich der Dampferubventionsvorlage behauptet war, daß dieselbe nicht weiter gewesen sei, als ein Schwindel, nur bestimmt, dem Norddeutschen Lloyd aus die Beine zu helfen. Das Verdienst des Abgeordneten Diez sei es, den Schwindel aufgedeckt zu haben. Hiergegen nehmen nun die Abgeordneten J. Auer, Wilhelm Bloß, Bruno Geiser und C. Grillenberger in einer Zuschrift aus Stuttgart, 20. Juni, in der am 2. d. M. ausgegebenen Nummer des „Sozialdemokrat“ das Wort zu einem geharnischten Protest. Wenn die oben erwähnte Behauptung wahr wäre, so erklären die genannten Abgeordneten in der Hauptsache, dann ließe sie keinen anderen Schluß zu als den, daß die Majorität der sozialdemokratischen Fraktion mit vollem und klarem Bewußtsein einen offenkundigen Schwindel zu unterstützen bereit gewesen wäre. Ja, was Noß in der „Freiheit“ behauptet habe, nämlich daß die Fraktion von den Schiffsredern sich habe bestechen lassen, sei ungefähr dasselbe. In Wirklichkeit aber sei der Bremer Lloyd nach dem Wissen der genannten Abgeordneten eine der kapitalträchtigsten Unternehmungen in Deutschland, und falle daher die auf die Lüge von dem Lloyd aufgebaute Schwaunergeschichte in sich selbst zusammen.

Nach deutlicher spricht in einer zweiten Erklärung in derselben Nummer des Blattes der Abgeordnete J. A. W. Diez sich aus. Er nennt die in Rede stehende Zuschrift einen Wink mit dem Zaunpfahl an die Fraktion und sagt dann: „Halten die Genossen in Deutschland die Fraktionsmehrheit aus Schwindlern zusammengesetzt, halten sie es für möglich, daß die Reichlichkeit der Arbeitervertreter im Reichstage zweifelhaft ist, dann ist es auch ihre Pflicht, die Betreffenden aufzufordern, ihre Mandate niederzulegen. Schwindler gehören nicht in den Reichstag. Sind die Genossen jedoch von der Ehrlichkeit und Treue ihrer Vertreter überzeugt, dann muß ihnen die Schamröthe heiß in's Gesicht steigen ob der Schmach, die man uns, die man der ganzen sozialdemokratischen Partei zugefügt hat.“

Der Einsender jener Notiz, welchem die Redaktion diese beiden Erklärungen vor deren Publikation zugelandt hatte, vermahnt sich nur dagegen, daß er damit der Fraktion, welche ja schließlich einstimmig gegen die Subvention gestimmt habe, einen Vorwurf habe machen wollen. Im Uebrigen bleibt er bei seiner Behauptung. Die Redaktion des Parteiorgans läßt die Sache selbst unberührt und wendet sich lediglich gegen den von Diez wegen der Veröffentlichung der Noß'schen Behauptung von der Bestechung der sozialdemokratischen Abgeordneten durch die Schiffsheber ihr gemachten Vorwurf, daß sie hinter den Anarchisten sich versteckt habe, um die Fraktionsmajorität

„Das ist freundlich von Ihnen, lieber Solberg, daß Sie uns auch einmal wieder auffuchen — treten Sie näher! Wir haben so viel von Ihnen gesprochen und so innigen Antheil an dem Unglück genommen.“

Hans geriet gewissermaßen in Verlegenheit; er hatte an nichts weniger als einen Besuch bei Klingensbruchs gedacht, und mochte es doch jetzt dem kleinen, gutmüthigen Manne nicht zu Leide thun, umzulehren. Ihn selber hatte er ja wirklich lieb gewonnen, aber in der Gesellschaft seiner Damen fühlte er sich nicht wohl und heimlich und vernied sie deshalb lieber, wo das anging. Hier ging es freilich nicht mehr an, und wohl oder übel mußte er mit in die Etage treten, wobei er nur zu gut wußte, daß er jetzt den Tagesklatz auf's Neue mit durchzukneien hatte.

„Herr von Solberg,“ rief ihm, wie er nur das Zimmer betrat, die Frau Oberstlieutenant entgegen, „das ist ja in der That eine sehr seltene Ehre, die uns da zu Theil wird! Wir glaubten schon, Sie wären wieder nach Peru hinübergefahren, wenn wir Sie nicht manchmal da gegenüber hätten aus- und eingehen sehen!“

„Gnädige Frau, ich habe in der letzten Zeit ein sehr bewegtes Leben geführt — meine Damen, ich freue mich, Sie so wohl zu sehen.“

„Ach Gott, ja,“ fuhr die Frau Oberstlieutenant fort, „wir haben es ja erfahren! Aber sollte man es denn für möglich halten, daß ein Mann, wie dieser Graf Rauten...“

„Lassen wir das,“ unterbrach sie Hans, „das Unglück ist einmal geschehen und der Verbrecher hat seine Strafe erhalten.“

„Geschicht ihm recht,“ nickte der Oberstlieutenant, „der Kanaille! Aber was sagen Sie denn zu unserem Herrn Nachbar, zu Schaller? Sehen Sie einmal da hinüber, die Gläubiger haben schon Besitz ergriffen.“

„Das arme Fräulein Kathinka!“ sagte Hans.

„Fräulein Kathinka,“ bemerkte Flora, den Kopf etwas zurückgeworfen, „hat es vorgezogen, Frau Doktor Potter zu werden.“

„In der That?“ rief Hans rasch, „das freut mich wirklich von Herzen.“

„Es blieb ihr nichts Anderes übrig,“ bemerkte die junge Dame.

„Wenn ich mich nicht sehr irre,“ sagte Hans, „so hat sie schon lange eine stille Reizung zu dem Doktor gehabt. Ich glaube wenigstens so etwas bemerkt zu haben.“

„Wohl schwerlich,“ meinte Henriette, die sich aber heute merkwürdig zurückhaltend zeigte und besonders sich gegen Hans so benahm, als ob sie sich wegen irgend etwas beleidigt fühlte, wovon Hans natürlich keine Ahnung hatte. „Es ist eine reine „Vernunft-Heirath“, und Kathinka hat, meiner Meinung nach, in der That ganz recht gehandelt.“

„Schaller ist fort,“ sagte der Oberstlieutenant, der genau wußte, was Henriette mit der Bemerkung meinte, „und Frau v. Schaller hat anfangs einige Dymnachten bekommen, jankt sich aber jetzt wacker mit dem unverschämten Volk herum, das Besitz von der Etage ergriffen.“

„Ist Kathinka noch drüben?“

„Nein; zu einer Freundin gezogen, bis ihre Verbindung mit Potter geschlossen werden kann, worüber immer noch ein paar Wochen hingehen möchten.“

Hans nickte leise und langsam vor sich hin mit dem Kopfe, aber der Gegenstand war ihm peinlich, und er sprang zu etwas Anderem über.

„Sie kommen doch gewiß heute Abend, meine Damen, nicht wahr? Die Einladungen sind etwas spät ergangen, werden aber gewiß durch die eingetretenen Verhältnisse entschuldigt, und Ihre Toiletten hatten Sie doch wohl schon für gestern in den Stand gesetzt?“

„Sie werden uns trotzdem entschuldigen müssen, Herr von Solberg,“ sagte die Frau Oberstlieutenant mit Würde, „da es ein ausgeprochenes Lanz ist und wir noch um meine selige Schwägerin trauern.“

„Aber die jungen Damen brauchen ja nicht zu tanzen!“

„Die schwarze Kleidung würde unter den geputzten Gästen zu sehr auffallen,“ bemerkte die Mutter, „und Henriette ist ja schon an und für sich entschuldigt.“

als bestochen zu verdächtigen. Eine ehrenkränkendere Behauptung als diese gebe es nicht, sagt die Redaktion, und sie wolle sich eigentlich für berechtigt halten, gegen diese Unterstellung in der schärfsten Weise sich zu verwehren; doch sie will diese eigenartige „Auslegung“ auf Rechnung der übergroßen Empfindlichkeit setzen, welche ein Theil der Abgeordneten in der ganzen Dampferubventions-Angelegenheit an den Tag gelegt habe.

Ueber die in der gegnerischen Presse geführte Polemik einzelner Abgeordneter ist der Redaktion eine Reihe von Zuschriften zugekommen, in welcher die Genossen „mehr oder minder energisch“ hierüber sich beschwerten und ausführten, daß die Erörterung von Differenzen vor den Partei-Kongress gehöre. Namentlich die Genossen von Hanau verwahrten sich entschieden gegen jene Polemik; deren Erklärung soll in der nächsten Nummer veröffentlicht werden. Die Redaktion schloß sich den Protesten an und fügt hinzu, daß überhaupt die Gesamtpartei ebenso denke. Zum Glück seien es nur sehr wenige Personen, welche es mit der Partei-Angehörigkeit vereinbaren zu können glauben, die eigenen Genossen in der gegnerischen Presse zu verdächtigen und zu beschimpfen. Neuerdings seien in dieser Beziehung Dinge vorgekommen, welche die bisherige Entschuldigung, daß es sich nur um den Ausfluß einer momentanen Erregung handle, nicht mehr zuließe. Jetzt sei es die Pflicht der Redaktion, zu reden und diejenigen von der Partei zur Verantwortung zu ziehen, „welche mit vollem Bewußtsein unseren Wegern in die Hände arbeiten.“

Schweiz.

Die schon erwähnte Volksabstimmung im Kanton Zürich hat ein nicht unerwartetes Resultat geliefert. Die Todesstrafe ist abgewiesen worden und zwar mit einer noch respektablen Mehrheit, als man im Hinblick auf den früheren Volksentscheid anzunehmen wagte. „Nach den Resultaten der Bezirke zu urtheilen, gehört — wie die „Zür. Post“ bemerkt — die Ehre des Sieges hauptsächlich den Demokraten. Mehrere liberalen Bezirke nahmen sogar an und es zeigte sich auch hier wieder die liberalen Offiziere meist Truppen befehligten, welche rechts schwanten, wenn links kommandirt wird. Wie sie die Trägerin der sozialen Ideen ist, so wird die Demokratie im Kanton Zürich auch bald die einzige Trägerin der Fortschrittsidee sein, unter deren Fahne die fortschrittlichen Liberalen treten müssen. Doch wie man's nehme, die große Frage der Todesstrafe ist für Zürich entschieden und wir ahnen erleichtert auf, seitdem wir bestimmt wissen, daß dieser Kanton nicht den ihm zugeordneten Fall gethan hat.“

Belgien.

Bei der belgischen Kammer sind eine Reihe von Petitionen besonders aus Antwerpen, eingelaufen, welche einen tiefen Blick in die öffentliche Armenverwaltung des Liberalismus thun lassen. Diese liberalen Gemeindebehörden machten die Zuwendung von Wohlthaten aus den öffentlichen Fonds davon abhängig, daß der Bedürftige sich dazu verstehen wollte, seine katholische Gesinnung zu verleugnen oder nicht. Wenn ein Krüppel in der ärmlichen Stube sich befindet, da giebt's Unterfruchtung, dann, wenn vorher das „Zeichen des Aberglaubens“ befestigt ist: sind Kinder in der elenden Befahrung, so wird nachsorgsamt, ob dieselben in die liberale oder in die katholische Schule gehen. Freimaurerische Humanität des neunzehnten Jahrhunderts! — Die ultramontane „Germania“, der wir Vorgeschiedenes entnehmen, wird gut thun, auch in den Orten einen Umsturz zu halten, in welchen sterbliche Gemeindebehörden existiren. Sie würde dann finden, daß dort kaum bessere Verhältnisse obwalten. Liberale und Merikale sind gleich undurchsichtig, wo sie zur Macht gelangt sind und sie haben sich dabei diesbezüglich kaum etwas vorzuerweisen.

Frankreich.

Von dem französischen General Courcy ist in Paris ein weitere Depesche aus Hue von Montag Abend 10 1/2 Uhr eingegangen, welche meldet, es herrsche Ruhe, die anamitischen Truppen seien vollständig deroutirt, der Palast des Königs nicht niedergebrannt, sondern von den Truppen respektirt worden, in demselben seien Schätze von großem künstlerischen Werthe enthalten. Der Regent Tuohong befindet sich in der Gewand der französischen Truppen, welche 10 Mann an Todten und 52 Mann an Verwundeten verloren hätten; unter letzteren seien 20 schwer Verwundete. An das anamitische Volk sei eine vom ihm (Courcy) und dem Regenten Tuohong unterzeichnete Proklamation erlassen worden, welche den hinterlistigen Angriff der anamitischen Truppen gebührend brandmarke und der König und die Königin Mutter auffordere, in den Palast zurückzulehren. Die Bitabelle, welche einen Flächenraum von 48 Dektaren einnehme und leicht 15000 Mann Truppen aufnehmen könne, sei vom 3. Buanenregiment besetzt. Aus Tonkin sei auch dort befindliche Marine-Infanterie herbeigeordert worden.

Die Deputirtenkammer nahm den Vertrag von Tientsin mit großer Majorität an. Im Laufe der Debatte erklärte Ferry, der Vertrag enthalte keine Zweideutigkeit. Wenn derselbe auch nicht Alles enthalte, was man hätte wünschen können, so könne man ihn doch ohne Nachtheil für die Ehre und die Interessen Frankreichs ratifiziren. Der Vertrag habe eben

warf den Kopf wieder, wie getränkt, in die Höhe und dabei einen Blick auf ihre Mutter, als ob sie hätte sagen wollen: „Ist Dir in Deinem ganzen Leben schon je etwas vorgekommen?“ Hans aber hatte andere Dinge im Kopfe, als darauf zu achten, der Boden brannte ihn hier unter den Füßen, denn er wollte hinauf zu seinem Rätchen.

„Aber Sie kommen doch gewiß, lieber Oberstlieutenant, wandie er sich an den alten Herrn, „Papa hat ganz auf Sie gerechnet, und Sie wissen ja, Sie finden bestimmt Ihre Partie.“

„Ich weiß nicht, mein lieber Solberg,“ sagte der alte Herr mit einem verlegenen Blick nach seiner Gattin hinüber, deren Züge aber in diesem Augenblick gar keinen Ausdruck hatten, „wenn ich es irgend möglich machen könnte, und was sollte Sie hindern?“ sagte Hans und bemerkte dabei nicht das spöttische Lächeln, das sich in diesem Moment um die Lippen der Frau Oberstlieutenant legte. „Kommen Sie mir, Sie werden uns eine große Freude machen, Sie können sich denken, wie öde es seit gestern in unserem Hause geworden. Aber von heute ab soll das wieder anders werden,“ setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „und um das ein wenig mitzuhelfen, muß ich mich jetzt Ihnen empfehlen. Auch ich habe mein Geheimniß, meine Damen, und Herr Papa wird Ihnen heute Nacht die Lösung desselben mit nach Hause bringen.“

„Ein Geheimniß?“ sagte die Frau Oberstlieutenant gespannt.

„Bis auf später,“ lächelte Hans, mit einer Verbeugung ringsum, und dem Oberstlieutenant dann noch herzlich die Hand drückend, verbat er sich jede Begleitung und eilte zur Vorkaalthüre zu, die er wieder hinter sich ins Schloss drückte; aber das half ihm nichts. Flora war eben so ruhig hinter ihm her, und durch das kleine Schiefensterchen bemerkte sie eben noch zeitig genug, daß Herr von Solberg nicht — genau so, wie sie vermuthet — die Treppe hinab, sondern im Gegentheil noch hinaufstieg. Und wie anders konnte dort sein Besuch gelten, als der jungen Kathinka, der Ramsell Peters?

„Das sind' ich doch ein bißchen start,“ sagte sie.

Lösung...
27. un...
Der W...
Sasse...
mitte...
auftrü...
wurden...
Die über...
strafe...
...
Albei...
Regier...
von M...
seit se...
mal de...
Unter...
zur G...
antre...
aus d...
Brad...
günst...
zweier...
trage...
der G...
unter...
fest. Da...
weg ge...
der W...
gut zu...
ment, i...
219 S...
wurde...
Wärte...
Wähler...
...
Beret...
Zusamm...
abgahan...
stellen...
würden...
der En...
legende...
Durch...
Turkm...
dungen...
der afg...
daß ni...
haben...
...
B...
notiz...
au“, w...
leider...
anzuge...
...
r...
Mand...
einigen...
führte...
den gu...
Vor dr...
Da...
seines...
in Sta...
nach se...
ländlich...
hielt er...
frei. V...
verung...
kommen...
Vermö...
rung d...
er bot...
Rentier...
dritten...
lastete...
gläubig...
die erf...
hinter...
nachden...
drücklic...
Einwill...
ist ihm...
Zamm...
...
sie in's...
Fenster...
Berg ni...
uns...
das, S...
...
D...
darauf...
hatte...
habelige...
erst u...
nichts!...
Bemerk...
...
Für der...
nicht el...
Abend...
...
geht?“...
etwa d...
...
mit der...
einande...
...
...
Einer u...
brennen...
dem er...
...
er nicht...
...
Bemerk...
...
Flora i...
Polizei...
...
heutige...
passend...
daß sic...

Lösung herbeigeführt, aus der Frankreich sowohl, als auch die zivilisierte Welt überhaupt Nutzen ziehen könnten.

Italien.

Vom Florentiner Hofe sind mittelst Urtheils vom 27. und 29. v. Mts. vierzehn Sozialisten der Verbrechen der Verletzung des Eigenthumsrechtes, der Aufreizung zum Hass zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen und der mittelst der Presse erfolgten Herausforderung zu Verbrechen und aufrührerischen Kundgebungen schuldig befunden worden. Sechs wurden zu 20 Monaten Gefängnis und 1400 Lire Geldstrafe, die übrigen zu 23 Monaten Gefängnis und 1400 Lire Geldstrafe verurtheilt.

Großbritannien.

Der Vertreter des englischen Fleckens Northampton, der „Altheist“ Charles Bradlaugh, hat den Lebergang der Regierung an die Tories für den geeigneten Zeitpunkt gehalten, von Neuem seine Zulassung zum Unterhause zu erlangen; wie seit seiner Wahl im Jahre 1880 schon oft, ist auch diesmal der Versuch mißlungen. Ueber die betreffende Sitzung des Unterhauses liegt folgende Nachricht vor: Bradlaugh hatte sich zur Eidesleistung gemeldet. Dick-Beach protestirte und beantragte Ausschließung Bradlaugh's von der Eidesleistung und aus dem Kammerbereich. Auf Verlangen des Sprechers zog sich Bradlaugh hinter die Barre zurück. Die Parnelliten (Drangan) auf gänzliche Entfernung Bradlaugh's, was der Sprecher verweigerte. Hopwood, radikaler Vertreter von Stockport, beantragte ein Amendement zu Gunsten der schleunigen Erledigung der Eidesformelfrage im Wege der Gesetzgebung, Gladstone unterstützte das Amendement. Er sagte, er halte an der Ansicht fest, daß das Haus, indem es Bradlaugh ausgeschlossen, durchweg gegenwärtig gehandelt habe. Es liege dem Hause ob, das der Wählerschaft von Northampton zugesagte Unrecht wieder gut zu machen. Generalammalt Webster bekämpfte das Amendement, welches nach zweistündiger erregter Debatte mit 253 gegen 219 Stimmen verworfen wurde. Der Antrag Dick-Beach wurde hierauf abstimunglos angenommen. Bradlaugh erklärte, er füge sich dem Kammerbeschlusse, werde jedoch an die Wählerschaft gegen das ihm zugesagte Unrecht appelliren.

Afien.

Von den am Murghab stehenden russischen Vorposten sind in Petersburg Nachrichten eingegangen, welche einen abermaligen Zusammenstoß zwischen Russen und Afghanen an der afghanischen Grenze als wahrscheinlich nahe bevorstehend hinstellen. Die afghanischen Truppen, so besagen, die Meldungen, würden von Neuem an der streitigen Grenze konzentriert, und der Emir Abdurrahman sei entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit Rache für die Niederlage am Kuchl zu nehmen. Durch die drohende Haltung der Afghanen seien die Sarek-Turkmenen in große Aufregung versetzt worden. Die Meldungen machen den Eindruck, als ob die russischen Truppen an der afghanischen Grenze schon bei Zeiten dafür sorgen wollen, daß nicht auf sie der Verdacht falle, den Streit angefangen zu haben.

Tokios.

Berichtigung. Die von uns in Nr. 155 gebrachte Lokalnotiz „Aus dem Norden Berlins geht uns folgender Nothschrei an“, war von uns der „Volkzeitung“ entnommen. Es ist leider übersehen worden, das genannte Blatt als Quelle anzugeben.

r. Rentier zu sein, ist keineswegs in Berlin so leicht, als Manche sich vorstellt, und ein Subhastationsstermin, der vor einigen Tagen beim hiesigen Amtsgericht II abgehalten wurde, führte einen Rentier vor das Forum, der trotz aller Vorsicht an den großstädtischen Verhältnissen Schiffbruch gelitten hatte. Vor drei Jahren war derselbe nach Berlin gekommen mit einem Barvermögen von ca. 75 000 Mark, das er aus dem Verlaufe seines Gutes gelöst hatte. Ein Drittel dieser Summe legte er in Staatspapieren an, für das zweite Drittel erwarb er eine nach seiner Meinung immer noch sichere Hypothek auf einem ländlichen Grundstücke bei Wilmerdorf und das dritte Drittel hielt er für kleine Wechselgeschäfte und Börsenspekulationen frei. Aber schon im ersten Jahre war das letzte Drittel infolge verunglückter Spekulationen bis auf einen kleinen Rest zusammen geschmolzen, im zweiten Jahre machten die darangeworfenen Vermögensverhältnisse des Herrn Schwiegerjohn eine Verflüchtigung der Staatspapiere nöthig, um dessen Schulden zu decken; er hatte in uneigennütziger Weise die einzige Tochter des Rentiers ohne wesentliche Mitgift geheiratet, und jetzt im dritten Jahre gerieth das Grundstück, auf dem die Hypothek lastete, unter Subhastation. Auch hier kam der Hypothekengläubiger in eine bedrängte Lage, denn er war nicht im Stande, die erforderliche Ration für die Verdrängung zum Mitbieter zu hinterlegen und er konnte zum Bieten nur zugelassen werden, nachdem die Vertreter der voreingetragenen Gläubiger ausdrücklich auf die Kautionsbestellung verzichtet hatten; ohne diese Einwilligung wäre auch hier die Hypothek ausgefallen. Nun ist ihm das Grundstück zugeschlagen und der ehemalige Rentier kann nun mit seinen landwirthschaftlichen Erfahrungen in seinen

alten Tagen den märkischen Sand hinter Wilmerdorf kultiviren. Mögen sich alle armen Teufel damit trösten, daß sie durch ihre Finanzlage vor ähnlichen Schicksalsschlägen geschützt sind.

Zur Beleuchtung der famosen Geschäftspraxis des Herrn Biermann („Erstes Engagements-Bureau für das In- und Ausland, Jägerstr. 72 I. und Französischestr. 50 I.“) kann die „Stsbgr. Ztg.“ wiederum einen neuen Fall zu Ruh und Frommen Aller, welche mit jenem Geschäfte in Beziehung treten sollten, mittheilen. Eine junge Dame, welche eine Stelle als Erziehlerin suchte, wandte sich an Herrn Biermann. Natürlich war das erste, daß sie aufgefordert wurde, 10 Mark Einschreibeschein zu zahlen und einen Revers in der beklanten Fassung, die wir schon veröffentlicht haben, zu unterschreiben. In diesem Falle erhielt die Dame, ohne gar zu lange warten zu müssen, eine Stelle als Erziehlerin bei Kindern. Nun stellte Herr Biermann seine Rechnung ab; er verlangte 5 pSt. des Gehalts einschließlich Verpflegung und Equipierung, und zwar für ein ganzes Jahr. Das machte die nette Summe von 32 Mark aus. Auf Jureden ihres Prinzipals zahlte das Fräulein diesen Betrag nicht und Herr Biermann trieb die Angelegenheit bis zum Offenbarungseid. In Gegenwart Biermann's legte die Dame nun den Eid ab. Als sie dann auf der Treppe war, kam ihr Herr Biermann nach und drohte ihr, er werde sie wegen Meineides belangen, weil sie den Besty ihrer Obrigkeit verschwiegen habe und weil sie angegeben habe, daß sie „Schule“ besitze, während es doch „Knöpfstiefeln“ seien. Muthig gemacht durch das Wohlwollen des Richters, der der Dame den Offenbarungseid abgenommen hatte, ging dieselbe, trotzdem ihr Herr Biermann vorredete, es nütze jetzt nichts mehr, zurück in das Terminzimmer und machte hier ihre diesbezüglichen Angaben. Sie erhielt in freundlichster Weise von dem Richter den Bescheid, daß sie nachträgliche Angaben über vergangene Sachen noch innerhalb vierzehn Tagen machen könne; Herr Biermann aber wurde von dem Richter in sehr strenger Weise der gute Rath erteilt, sich vor solchen Drohungen, wie Belangen wegen Meineides u. in Zukunft zu hüten, wenn er nicht mit dem Gesetze Bekanntschaft machen wolle. — Dies neue Beispiel zeigt, daß Herr Biermann in der That kein Mittel und keinen Weg scheut, um seinen Zweck zu erreichen; da er meist mit unerfahrenen und ängstlichen Mädchen zu thun hat, so mögen ihm seine Einschüchterungsversuche oft genug gelingen.

Eine unerquickliche Leichengeschichte. In der Invalidenstraße Nr. 123, Hof links im Keller, so schreibt das „V. Z.“, bewohnt der Maurer Wolter eine Stube, Kammer und Küche für 150 Mk. Jahresmiete. Der Verdienst ist nicht groß, und um weitere Einnahmen zu erzielen, ist die Frau bei einem Zeitungsspediteur ausbildungsweise thätig, außerdem wurde in die ohnehin schon beengte Kellerrwohnung ein Schlafbursche und zwar seit einem halben Jahre der städtische Almosenempfänger Peter Jorczyl in Pflege genommen. Jorczyl war in seiner Jugend bei hohen Herrschaften und Fürstlichkeiten als Kutcher beschäftigt gewesen, dann im Anfang der 60er Jahre in die Hoppe'sche Maschinenfabrik in der Gartenstraße als Maschinenarbeiter eingetreten und dort ununterbrochen 18 Jahre thätig, bis ihn Rheumatismus und Fußgelenkerweiterung vor etwa drei Jahren zwangen, ein Krankenhaus aufzusuchen. Volla zwei Jahre brachte er dort zu und wurde schließlich als unheilbar und erwerbsunfähig der städtischen Siechenanstalt in der Stralauerstraße überwiesen. Gegen eine monatliche Unterstützung der Stadt von Anfang 15, später 18 Mark wurde der erst 54jährige Mann vor einem halben Jahre von den Wolter'schen Eheleuten in Pflege genommen. Durch sein freundliches Wesen gewann er bald die Liebe der Hausgenossen und machte sich nach seinen schwachen Kräften im Haushalt, bei den Kindern u. nützlich, so daß Alle den gebrechlichen Mann gern hatten. Oft lagte er der Frau Wolter seine Furcht, dereinst ein Armenbegräbniß zu erhalten, worauf Frau Wolter ihm erwiderte, sie sei zwar nicht bemittelt, aber wenn er sich gut führe und bei ihr das Heißliche segne, werde sie auch für seine anständige Beerdigung sorgen. Am letzten Sonnabend hatte Jorczyl mit der Wolter'schen Familie noch zur üblichen Zeit Kaffee getrunken, und war dabei ganz munter gewesen; allein schon gegen fünf Uhr lagte er plötzlich über Unwohlsein, wurde zu Bett gebracht und erhielt von der Frau die üblichen Hausmittel. Als sich sein Zustand nicht besserte, wurde der im Nachbarhause wohnende Dr. Paalzon herbeigerufen, welcher zwar ein Medicament verschrieb, aber den bedenklichen Zustand des Kranken erkennend, seine Ueberführung nach einem Krankenhause empfahl. Eine Stunde später, gegen 8 1/2 Uhr Abends, trat indeß bereits der Tod ein, und zwar — wie die am Sonntag früh ausgestellte Todtenbescheinigung besagte — in Folge eines Gehirnslages. Die Nacht zum Sonntag blieb die Leiche in der engen Wohnung. Am Sonntag früh wurden die üblichen Gänge zum Arzt, zur Polizei, zum Standesamt und Sargfabrikanten angetreten. Die brave Frau Wolter bezahlte, ihrem Versprechen gemäß, für einen Sarg und den Leichenwagen 31 Mark, dem Arzte 6 Mark, und zwar aus ihrer Tasche. Herr Wolter ging ferner zum Armenkommissions-

Vorsteher und wurde von diesem zum Küster des alten Armenkirchhofs, der Sammelstelle für alle Armenleichen, in der Friedenstraße 84 geschickt. Dieser lehnte die Aufnahme der Leiche ab und schickte Wolter zum Küsteramt nach der Landbergerstraße 60. Von dort wurde derselbe, da Jorczyl Katholik war, nach der Hedwigskirche am Opernplatz, von hier nach dem Küsteramt in der Scharnhorststraße und dort abermals nach der Küsterei der Goltz-Gemeinde in der Vorfingstraße gewiesen. Nachdem alle diese Gänge vergeblich gethan waren, war die auf 5 Uhr Nachmittags angelegte Zeit zur Einsargung der Leiche herangerückt und Herr Wolter begab sich deshalb, von den vielen Märchen recht sehr ermüdet, nach seiner Wohnung. Dort traf der bestellte Sarg pünktlich ein und wurde, da er die schmale Kellertreppe nicht hinuntergeschafft werden konnte, auf dem Treppenaufgang des Parterregeschosses aufgestellt. Unter Beihilfe des Schlafburschen und des Fischlers wurde die Leiche in der Wohnung angekleidet, die Kellertreppe hinaufgetragen und dann im Hausflur eingesargt. Um 6 Uhr fuhr der Leichenwagen vor und holte den Sarg nach der Leichenhalle in der Friedenstraße ab. Dort wurde aber wider Erwartung die Aufnahme der Leiche in die Leichenhalle verweigert, weil angeblich der „Leichenhallenschein“ fehlte. Der Kutcher mußte mit der Leiche nach der Invalidenstraße zurückfahren, traf zufällig an der Ecke der Eichendorffstraße Frau Wolter und sagte ihr: „Ach bringe Ihnen die Leiche wieder“. Frau Wolter protestirte dagegen und rief einen Schutzmann herbei, welcher dem Kutcher befahl, nach dem Polizeibureau in der Tiedstraße zu fahren, was dieser jedoch nicht that, sondern ruhig mit seinem Gefährt an der Straßenecke stehen blieb. Herr Wolter war inzwischen nach dem Polizeibureau geeilt, wo ihm eine Bescheinigung ausgestellt wurde, daß die Leiche sofort nach der Leichenhalle zurückgeführt und dort abgenommen werden müsse. Mit diesem Schein fuhr der Leichenkutcher endlich gegen 8 1/2 Uhr wieder ab, nachdem sein auffällig langes Halten auf der Straße eine Menschenansammlung hervorgerufen hatte. Der Küster in der Friedenstraße verweigerte abermals die Abnahme der Leiche trotz des neuerlich beigebrachten polizeilichen Attestes, der Kutcher mußte mit seiner traurigen Last nach dem Polizeibureau in der Großen Frankfurterstraße fahren, kam von dort unrichtiger Dinge zurück und fuhr zu seinem Dienstherrn, sich bei dem in dieser schwierigen Situation Rath erholend. In der Nacht gegen 11 Uhr hielt der Leichenwagen zum Entfeuern der Hausbewohner zum dritten Male vor dem Hause Invalidenstraße 123, der Kutcher und der mitgekommene Sohn des Jorczyl sprangen vom Wagen und schoben den Sarg, trotz des Protestes der Frau Wolter, die dabei gewaltsam bei Seite gestoßen wurde, in den Hausflur hinein — und fuhr ab. Natürlich ging diese unerhörte Scene nicht ohne Lärm ab, die Hausbewohner wurden alarmirt und auf der Straße entstand ein gewaltiger Auflauf. Es ist als ein wahres Wunder zu betrachten, daß die erregte Volksmenge nicht zu Exzessen schritt. Polizei war alsbald zur Stelle — aber was thun? In die Wohnung konnte der Sarg wegen der schmalen Kellertreppe nicht zurückgebracht werden; im Vorderhause befindet sich ein Bierlokal, dessen Gäste einen Todeserschreck bekommen würden, wenn sie Nachts im Hausflur übermüdet über einen Sarg stolpern würden. Brevi manu patte ein Schutzmann den Sarg an, und schob ihn unter Aufsicht Anderer vom Hausflur auf den Hof, erst auf die linke Seite und, da er dort im Wege stand, sodann auf die rechte Seite, dicht vor die Küchenfenster des im Souterrain wohnenden Milchhändlers Scherf. Die Hausthür wurde sodann geschlossen und die Menschenmenge verließ sich. Daß die Hausbewohner selbst nicht so bald zur Ruhe kamen, ist nach alledem wohl begrifflich. Eine im Hause wohnende Frau, deren Mann des Nachts von einer Reise zurückkommen sollte, begab sich nach dem Stettiner Bahnhof, um ihren Gatten zu empfangen und auf den unerhörten Vorfall vorzubereiten. Am Montag früh begab sich Herr Wolter wiederum zur Polizei und in Begleitung des Herrn Polizeilieutenants, des Bachmeisters und eines Kriminalbeamten zum Armenkommissionsvorsteher. Der Kriminalbeamte nahm dann die Sache selbst in die Hand, gegen 11 Uhr fuhr ein anderer Leichenwagen vor und holte den bis dahin auf dem Hof stehenden Sarg ab, welcher inzwischen von den Hausbewohnern mit einigen Kränzen geschmückt worden war. Nun bedurfte es mit einem Male auf der Sammelstelle in der Friedenstraße keinen „Leichenhallenschein“, seiner Papiere und Atteste — der Sarg wurde aufgenommen und am Montag Abend nach dem Centralfriedhof in Friedrichsfelde überführt, wo Dienstag Abend 9 Uhr die Beerdigung stattfinden sollte. — Das Gerücht von dieser ungeheuerlichen Leichen-Affaire hatte sich am Montag wie ein Lauffeuer in der ganzen Gegend verbreitet. Als es auch in der Hoppe'schen Maschinenfabrik bekannt wurde, beschloß die Arbeiter dieses Etablissements, ihrem langjährigen Kollegen ein anständiges Begräbniß mit Musikbegleitung zu bereiten und sich in corps an demselben zu betheiligen. Offenlich ist nun endlich die Leiche des armen Jorczyl wirklich zu ihrer letzten Ruhe gekommen. Wir beschränken uns auf die einfache Mittheilung der Thatfachen und überlassen den zuständigen Behörden die Feststellung darüber, wen die Schuld an diesen unerquicklichen Vorgängen trifft.

sie in's Zimmer zurückkehrte und zu ihrer Schwester an's Fenster trat, „am hellen Tag entblödet sich Herr von Solberg nicht, zu der Rameßel hinauf zu laufen und dann auch uns vorher noch einen Besuch zu machen! Wie gefällt Dir das, Henriette?“

Die junge Dame zuckte mit den Achseln. „Er legt es darauf an, unartig zu sein,“ sagte sie, „denn nicht ein Wort hatte er für mich, weil es ihm vielleicht nicht in seinen hochadeligen Kram paßt; aber die Sippchaft sollte ich wohl erst um ihre Zustimmung fragen, weiter fehlte mir nichts!“

„Aber zu der bürgerlichen Rameßel kann er laufen!“ bemerkte Flora.

„Kinder,“ sagte der Oberstlieutenant gutmüthig, „müßt Ihr denn immer gleich das Schlimmste denken? Kann er dort nicht eben so gut, wie Ihr früher, Bestellungen für heut Abend haben?“

„So, und dann schickt es sich wohl, daß er da selber geht?“ fuhr Flora auf den Vater ein. „Da kann er nicht etwa die Kammerfrau schiden, wie?“

„Ja wohl,“ sagte die Frau Oberstlieutenant, bedeutsam mit dem Kopfe nickend, „bei solchen Dingen lassen die Männer einander nicht im Stich.“

„Aber, liebes Herz!“

„Sei Du nur ruhig, Du bist genau so schlimm, wie Einer von den Anderen, wenn Du Dich auch immer weiß brennen willst. — Aber was das für ein Geheimniß ist, von dem er sprach, müßt ich wissen.“

„Jedenfalls seine Verlobung,“ rief Flora rasch. „Sprach er nicht von einem freudigen Ereigniß?“

„Wenn er glaubt, daß wir davon Notiz nehmen sollen,“ bemerkte Henriette scharf, „so irrt er sich.“

„Und wie passend, daß sie jetzt gerade zu betreiben,“ setzte Flora hinzu, „wo sein künftiger Schwager eben durch die Polizei abgeführt wurde!“

„Ich finde überhaupt die ganze Gesellschaft an dem heutigen Tage sehr unpassend,“ bemerkte die Mutter, „unpassend und taktlos, und möchte es schon deshalb nicht haben, daß sich meine Töchter dabei betheiligen.“

„Ich bin nur neugierig, wie lange er noch oben bleiben wird,“ sagte Flora und verließ das Zimmer wieder.

Der Oberstlieutenant hatte seiner Frau gern etwas erwidert; er hielt es aber doch für nützlicher, das zu unterlassen. Er war ja auch eben im Begriff gewesen, auszugehen, nahm deshalb seine Mütze wieder und verließ das Haus.

Schlus.

Räthchen erschra! allerdings, als Hans ihr Zimmer so plötzlich betrat, und wäre auch am liebsten böse darüber geworden, aber — es ging eben nicht. Hatte sie sich doch gerade nach ihm gesehnt, wie er nach ihr, und wie glücklich war sie in dem Gefühl, ihn jetzt ganz den Thren zu nennen!

Aber sie hatte noch so viel zu thun — Hans durfte nur ganz kurze Zeit bleiben — und dann, wie ängstigte sie sich vor dem heutigen Abend, wie fürchtete sie den Empfang seiner Eltern, wenn er ihnen so unvorbereitet die Verstorbene als Tochter in das Haus zurückbrachte!

Hans konnte aber seine Eltern sowohl als seine Schwester. Der „gute Ton“ hatte allerdings eine Art von Rinde um alle ihre Handlungen gezogen, aber ihre Herzen waren deshalb doch gut und weich geblieben, und er setzte gerade auf diese sein festes Vertrauen. Er beredete daher jetzt nur noch die genaue Zeit, wo er sein Bräutchen abholen würde, und bat sie, bis dahin auch bestimmt fertig zu sein, und als er ging, ließ er in ihren Händen noch das erste Geschenk zurück, das er ihr je gebracht — einen Schmud für den heutigen Abend, aber so einfach, wie er überhaupt wollte, daß sie seinen Eltern gegenübertreten sollte, nichts als eine Schnur von allerdings prachtvollen Korallen, die er für sie ausgesucht, und eine größere Freude, wie gerade durch die Wahl seines Geschenkes, hätte er seinem Räthchen gar nicht machen können.

Die Stimmung in Solberg's Hause war allerdings, wie gesagt, keine recht festliche und die ganze Einladung eigentlich mehr eine Demonstration gegen die öffentliche Meinung, daß sich die Familie durch jenen, jetzt dem Tode verfallenen Wuben niedergedrückt und beschämt fühle, als aus freiem Willen hervorgerufen. Sie Alle, Hans vielleicht

ausgenommen, hätten den Hochzeitstag des Solberg'schen Ehepaars viel lieber heute in der Stille gefeiert oder, besser noch, verbrüet, denn welche Gedanken, welche zertrümmerte Hoffnungen knüpften sich nicht an ihn! Aber Hans hatte eben den richtigen Hebel getroffen, um die Eltern zu zwingen, sich solcher Schwermuth zu entreißen; man durfte vor der Welt nicht scheinen, was man war, und der alte Baron, einmal erst in dem Geleise, gab sich der Sache auch mit vollem Eifer hin — Hans selber behielt sich ja seine Ueberraschung noch ausserdem vor.

Und doch lag gerade dem alten Baron noch ein lastendes Gewicht auf der Seele: die Andeutung, welche ihm Hans von seiner Verlobung gemacht. Vergebens zerbrach er sich den Kopf darüber, wen sein Sohn unter allen Mädchen, die er kannte, oder Hans kennen konnte, gewählt haben möchte, wo ihm doch eigentlich nur so kurze Zeit geblieben, eine Bekanntschaft zu machen, der er sein ganzes Leben weihen wollte.

Ein paar Mal drängte es ihn auch, mit seiner Frau darüber zu verhandeln und ihre Meinung zu hören, aber dann fürchtete er sich auch wieder davor, sie nur noch mehr aufzuregen. Hans hatte sich die Sache nun einmal eingebrockt und mochte sehen, wie er selber damit zu Stande kam. Welche Macht hatten sie auch über ihn? Er war selbstständig in seinem Vermögen wie in seinem Willen, und daß ihm an dem Urtheil der Gesellschaft nichts lag, hatte er leider nur zu oft schon bewiesen, um darüber noch einem Zweifel Raum zu geben.

So rückte die Stunde des Empfanges heran. Das ganze Solberg'sche Haus war brillant erleuchtet, Equipage nach Equipage fuhr vor, und lichtgelbeide Frauengestalten in bauschigen Gewändern und blumengeschmückten Loden, huschten hinein. Es hatten fast alle Gäste die Einladung angenommen, denn gerade heute war man außerordentlich gespannt darauf, wie sich ihre freundlichen Wirthe unmittelbar nach einem so furchtbaren Familienereignisse benehmen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Musterwirth. Dem „D. D.“ geht folgende Mittheilung zu: Am Sonntag Nachmittag hatte in dem Leichen-Restaurant „Belten Nr. 4“ ein Herr mit seiner Familie unter der offenen Halle Platz genommen, welcher bei der letzten Reichstagswahl als Kandidat für den Reichstag aufgestellt war. Die Wand der Halle ist mit einer Landschaft bemalt, unter der letzteren aber zieht sich in Kesselform eine getünchte Borte an der Wand entlang, die insofern schon vielen Kerger bereitet hat, als die Farbe der Borte darauf präparirt zu sein scheint, sehr locker an der Wand, um so fester aber an den Kleidern der Gäste zu haften, welche unvorsichtiger Weise mit der Wand in Berührung kommen. Auch jener Herr hatte sich nichts ahnend mit dem Rücken über die Stuhllehne hinaus an die verhängnisvolle Wand gelehnt und dabei einen fuchshohen Streifen von weißer Farbe in ganzer Rückenbreite auf seinen schwarzen Rock bekommen. Von anderen Herren aufmerksam gemacht, ging der so plötzlich einem preussischen Schilderhause ähnlich Gewordene zum Wirth, um über die schlechte Beschaffenheit des Anstrichs Klage zu führen. Gänzlich unmotivirt rief der Wirth in brüstem Tone: „Na, dann werden Sie wohl geschlagen haben!“ — „Das würde an sich gleichgültig sein“ — erwiderte der Gast — „aber jedenfalls ist es nicht hübsch von Ihnen, daß Sie Ihre Gäste in solche Verlegenheit gerathen lassen!“ Jetzt rief der Wirth dem Kellner zu: „Geben die Leute hier noch etwas zu bezahlen?“ — „Nein!“ — Nun, dann machen Sie, daß Sie rauskommen, aber lassen Sie keine P... hier!“ Im höchsten Grade indignirt verließ der Gast, der sich ohnehin schon auf dem Wege befand, das Lokal und schlug mit seiner Familie den Weg zu Kroll ein. Der Wirth aber ging nach, überholte die Familie, verbergte sich ein Stück weiter hinter einem Busch, und als die Familie herankam, sprang er plötzlich vor, überhäufte dieselbe mit den gemeinsten Schimpfwörtern und erhob mit den Worten: „Ich haue Sie gleich, daß Sie in die Ecke fliegen!“ seine mit einem blinkenden Gegenstande bewaffnete Hand, um nach dem Herrn zu schlagen. Er kam aber nicht dazu. Einige Herren hatten den Vorgang im Lokale mit angesehen, sie hatten bemerkt, wie der Wirth der beleidigten Familie nachging und, die schlimmste Absicht des Wirthes errathend, waren sie gefolgt und pochten ihn gerade in dem Augenblicke mit kräftigen Händen, als er zuschlagen wollte. In wenig Augenblicken hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, und unzweifelhaft wäre der Wirth gehörig gelüchelt worden, wäre er nicht mit überraschender Schnelligkeit verduftet. Sein unerhörtes Betragen wird indessen noch an Gerichtsstelle zur Erörterung kommen, denn der Beleidigte will die Sache keinesfalls auf sich beruhen lassen.

Einem Beamten der Kriminalpolizei gelang es in der vergangenen Nacht innerhalb einer Stunde, zwei Leichenflederer festzunehmen, indem er sich im Mariannenpark auf eine Bank setzte und schlafen ließ. Bald darauf erschien der erste Dieb, ein Schlofer K. setzte sich neben den Beamten und versuchte erst durch verschiedene Manipulationen, u. A. dadurch, daß er dem anscheinend schlafenden eine brennende Pfeife unter die Nase hielt, festzustellen, ob sein Opfer auch wirklich schlafte. Als er glaubte, sich davon genügend überzeugt zu haben, griff er nach der Westentasche und versuchte die Uhr des Beamten herauszuziehen. Letzterer hielt den Dieb jedoch fest und brachte ihn zur nächsten Wache. Dasselbe Manöver gelang ihm eine Stunde später mit dem Tischler K., der die Uhr ebenfalls zu stehlen versucht hatte.

7. Auf den Pferdewärtern unserer Nachbarstädte Spandau und Charlottenburg findet sich neben den guten brauchbaren Thieren auch stets eine Anzahl solcher Exemplare, mit denen der neue Eigentümer Noth hat, nach Hause zu kommen und die für jeden Preis käuflich sind. Ein solches zum Auftrieb auf den Charlottenburger Markt bestimmtes armes Thier machte am Dienstag früh die Oranienstraße an der Ecke der Kommandantenstraße unsicher. Zu scham, sich auf den Weinen zu halten, fürzte es bei einem Fehltritt auf das Pferdebahngelände zu Boden. Der Kondukteur des nächstankommenden Pferdebahnwagens, der dem Thier beim Aufstehen behilflich sein wollte, wurde von demselben so heftig gegen die Bordwand des Trottoirs geschleudert, daß er sich nur mit fremder Hilfe erheben konnte. Einige handfeste Droschkentreiber brachten mit großer Mühe das Thier wieder auf die Weine, das, obwohl ohne Gefahr und Gepäck, doch nur mühsam am Jügel des Führers seinen Weg nach dem Pferdemarkt fortsetzte.

Veinliches Aufsehen erregte vorgestern auf dem Bahnhofe Friedrichstraße eine Irrennüge, ein junges kräftiges Mädchen, welches bisher bei einer hiesigen Familie in Dienst gestanden hatte, plötzlich aber von religiösem Wahnsinn befallen worden war und deshalb in ihre Heimath zurückgebracht werden sollte. Eine Schwester holte die Unglückliche von hier nach Küstrin ab. Während die Begleiterin weinenden Auges neben der Irren stand, warf sich die Bellagene werthe auf die Knie und hielt in salbungsvollem, weinerlichem Tone irrsinnige Reden. Recht bedauerlich ist es, daß sich angesichts eines so traurigen Vorganges noch Leute fanden, welche der peinlichen Szene eine spaßhafte Seite abgemessen und darüber spotteten.

Soziales und Arbeiterbewegung.

An die Arbeiter Berlins. Zur Aufklärung! Wir wenden uns nochmals an die Arbeiter Berlins und Deutschlands mit der Bitte, auch unsere traurige Lage nicht zu vergessen, denn bis heute hat man für uns noch nicht einen einzigen Pfennig gezehnet, um die Noth zu lindern, die auch in unseren Reihen Platz gegriffen hat. Wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß wir uns bis heutigen Tages noch niemals ausgeschlossen haben, um unsere Mitmenschen im Kampfe um's Dasein zu unterstützen. — Es wird vielfach angenommen, daß die Gelder, welche für die Maurer bis heute gegeben wurden, auch für unsere nothleidenden Kollegen verwendet werden; das ist aber nicht der Fall, darum bitten wir alle Arbeiter Berlins noch einmal, uns zu berücksichtigen. Berlin, den 8. Juli 1885. Die Lohnkommission der Berliner Steinträger. J. A.: Otto Kennthaler. Freiwillige Beiträge werden angenommen, und Listen zum Einzeichnen derselben sind zu haben bei H. Donert, Salzgierstr. 133, part.; F. Ubel, Salzgierstr. 42, im Keller; Reimann, Brangelftr. 136, part.; Blumbäder, Brangel- und Lübbenerstr. 64; J. Feldbahn, Fruchtstr. 40, Keller; G. Behernid, Schönhauser Allee Nr. 52, im Keller.

An die Dachdecker Deutschlands! Kollegen! Ueberall in Deutschland haben sich die Fachvereine der einzelnen Gewerke zu einem festen Verbände vereinigt, um durch solchen eine materielle Besserstellung aller Theilnehmenden zu erzielen. Angesichts dieser Thatsache, wie der so schlechten Erwerbsverhältnisse der Dachdecker, muß es bei uns ein gewisses Schamgefühl hervorrufen, daß unsere Organisation noch so sehr im Argen liegt. Vor Kurzem nun haben die Kollegen Hamburgs einen Aufruf erlassen, welcher die Schäden in unserem Gewerbe beleuchtet und zeigt, auf welchem Wege wir Abhilfe schaffen können. Versäume daher Niemand, diesem Aufruf die nöthige Beachtung und Würdigung zu schenken und möge jeder Einzelne dazu beitragen, eine Organisation zu schaffen, welche durch Massenbetheiligung unseren gerechten Forderungen zum Siege verhelfen wird. In der letzten Nummer unseres Rüstler-Organs „Der deutsche Dachdecker“ ließ ein hochweiser Anführermeister folgenden Schmerzensschrei ertönen: „Die Schieferdecker in Flensburg haben es für gut befunden, zu streiken; sie wollen anstatt wie bisher 8 Stunden nur 10 Stunden täglich für denselben Lohn arbeiten, oder mit anderen Worten: durch längere Arbeitszeit und höheren Lohn dem Schwindel Thüren und Fenster öffnen.“ Kollegen, wir sehen also, daß überall und immer, wo die Gesellen mit wohlverdienten Forderungen an die Meister herantreten, die ersteren nur Hochn und Widerstand finden, trotzdem die Lage der Ge-

sellten so traurig ist, wie sie nie war. Deshalb ist es eine dringende Nothwendigkeit und ein Ehrenpflicht aller Kollegen, sich von der zünftlerischen Beeinflussung frei zu machen und mit Mannesmut und Energie für die Gründung eines „Verbandes deutscher Dachdecker“ einzutreten. Nur dadurch wird es uns gelingen, der Bevormundung einen Damm entgegen zu setzen und der Willkür die Spitze zu bieten. Wir werden außerdem in der Lage sein, unseren braven Kameraden, welche ohne eigene Schuld in Noth und Elend gerathen, vor dem Untergange zu bewahren. Hier also ist das Feld, um wahrhaft Großes für die Interessen des Gewerks zu schaffen und Gelegenheit für die Kollegen, mitzuwirken an einem Werke, welches der Gesamtheit zum Nutzen und ihnen selbst zur Freude gereichen wird. Mögen daher alle Kollegen, durchdrungen von dem Gefühle der Solidarität, sich der Organisation anschließen, um einen Wall zu bilden gegen die Stürme der reaktionären Zünftler und deren Bestrebungen für alle Zeit. Aus diesem Grunde sei hier noch einmal auf die Adresse des Herrn Julius Neumann, Hamburg, Mittelstr. 33, St. Georg, hingewiesen, an welchen alle Zuschriften, welche auf den Verband Bezug haben, zu richten sind. Mit kollegialischem Gruß Karl Nag, Vorsitzender der Zentral-Kranken- und Sterbelaße der Dachdecker Deutschlands.

th. Die auf Bauten beschäftigten Töpfergesellen Berlins und Umgegend sind nunmehr in die Aktion zur Durchföhrung des am 29. v. M. festgesetzten Minimal-Afford-Vohntarifs eingetreten und haben zunächst partielle Streiks eröffnet, nachdem vergeblich versucht worden ist, die Meisterschaft, namentlich die Innung, zu einer Meinungsänderung resp. Beschlußfassung über den Tarif zu veranlassen und auch keine Aussicht vorhanden ist, daß in kürzerer Zeit ein derartiger Beschluß gefaßt werde. Der Tarif bezweckt vor Allem, einen einheitlichen Lohnsatz zu schaffen, nach dem durchweg gearbeitet wird, und ist die Gültigkeitsdauer des Tarifs vorläufig auf ein Jahr und zwar vom 1. Juli d. J. bis 30. Juni 1886 festgesetzt worden. 700 Gesellen haben sich bereits schriftlich auf den Tarif verpflichtet und wird auch von den Meistern eine schriftliche Anerkennung des Tarifs verlangt, einerseits der Sicherheit andererseits der Kontrolle wegen. Trogdem die Meisterschaft zum großen Theile dem Tarife nicht abgeneigt sein soll, haben bisher doch nur ca. 30 Meister ihre schriftliche Anerkennung resp. Bewilligung des von der Gesellschast aufgestellten Minimal-Afford-Vohntarifs der Streikkommission übermitteln und diese theilweis noch unter einschränkenden Bedingungen, indem entweder die festgesetzte Gültigkeitsdauer des Tarifs verkürzt worden ist oder aber einzelne Positionen des Tarifs in Wegfall gebracht worden sind, Bedingungen, auf welche die Gesellen in keinem Falle einzugehen entschlossen sind. Sollte die Meisterschaft noch fernertin den Forderungen der Gesellschast so wenig Entgegenkommen zeigen, wie bisher, so wird den jetzigen partiellen Streiks der Generalfreil folgen, bezüglich dessen schon mehrlach Anträge gestellt worden sind. Es würde dies der zweite allgemeine Streik der Töpfergesellen sein. Der erste fand im Jahre 1841 statt. Im Anschluß an den Minimaltarif für Bauarbeiter soll auch ein Minimallohn-tarif für Verblieben-Arbeiter aufgestellt werden.

Beuthen, 6. Juli. Am Sonnabend, den 4. d. brach auf der „Hohenzollerngrube“ ein Streik aus. Zweihundert Bergleute legten die Arbeit nieder. Die „Beuthener Zeitung“ berichtet darüber, was folgt: „Bis auf die jüngste Zeit mußten die Bergleute 24 Kassen Kohle die Schicht fördern, wofür sie für den Kasten 28 Pf. Arbeitslohn erhielten; jetzt sollen ihnen 4 Pf. weniger Lohn gezahlt werden, und wenn sie auf den alten Lohnsatz kommen wollen, hätten sie vier Kassen die Schicht mehr zu fördern. Mit diesem Angebote waren die Arbeiter nicht zufrieden und legten in aller Ruhe die Arbeit nieder. Auf ihre Vorstellung wurde ihnen von Seiten des Berginspektors der Rath erteilt, die Arbeit nur wieder aufzunehmen, das Uebrige würde sich schon finden. Bevor ihnen jedoch nicht ein anderer Lohnsatz in Aussicht gestellt wird, wollen die Arbeiter ihrer Thätigkeit nicht wieder aufnehmen. — Die Zahl der Streikenden soll sich auf etwa fünfhundert belaufen, und außer der oben erwähnten Herabsetzung des Lohnsatzes soll auch eine Herabsetzung bei der Zuteilung des Sprengpulvers vorgenommen worden sein. Die Arbeiter haben sich beschwerdeführend erst an den Generaldirektor Erbs wenden wollen, denselben aber nicht zu Hause angetroffen. Sie sind demnach an den Berggrath Köhler herantretend, der sie an den Berginspektor Eiß verwies. Von letzterem wurde der oben erwähnte Rath erteilt, den aber die Arbeiter nicht befolgt haben.“

Vereine und Versammlungen.

Die Berliner Steinträger hielten am Dienstag, den 7. Juli, eine öffentliche Generalversammlung in Keller's Salon, Andraasstr. 21, ab, welche sehr zahlreich besucht war. Das Bureau wurde gebildet aus den Herren W. Haug als ersten, C. Wallentin als zweiten Vorsitzenden, und V. Steinberg als Schriftführer. Ueber den ersten Punkt der Tagesordnung: „Berichterstattung über die ebenfalls zu Dienstag einberufenen Versammlung der Bauunternehmer und die Resultate derselben“, sprach zunächst Herr Maurer G. Bod und bewaerte derselbe, daß es nicht möglich wäre, über die gefaßten Beschlüsse der heute verammelten Bauunternehmer einen günstigen Bericht erstatten zu können, indem diese Herren der Lohnkommission der Maurer und Buger das Beiwohnen der von ihnen einberufenen Versammlung nicht gestattet haben. In einer beleidigenden Art und Weise wurde ein von Herrn D. Kennthaler an den Einberufer jener Meister-Versammlung, Herrn Breitschneider, gefaßtes sehr höfliches Schreiben, worin die Bitte ausgesprochen war, es zwei Delegirten der Lohnkommission der Berliner Steinträger gestatten zu wollen, mit den Meistern in jener Versammlung berathen zu dürfen, in folgender Weise per Postkarte beantwortet: „Herrn D. Kennthaler, hier. Theile Ihnen ergebnis mit, daß Sie falsch unterrichtet sind, wenn Sie meinen, daß in diese Versammlung andere Elemente als Arbeitgeber resp. Bauunternehmer Zutritt haben. Im Uebrigen bitte ich Sie höflichst, zu unterlassen, meine Handlung zu kritisiren, oder mir Ihren Rath zu erteilen. Ich brauche Niemandes Rath, am allerwenigsten von Ihnen, den ich nicht kenne. Breitschneider.“ Dieses schände Zurückweisen der Arbeiter seitens der Arbeitgeber wurde nun einer längeren und scharfen Kritik unterworfen. Es wurde im Allgemeinen darauf hingewiesen, diesem Terrorismus jetzt erst recht mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln gegenüber zu treten. Hierauf kam ein Brief aus Hamburg zur Verlesung, worin unsere Hamburger Kollegen uns die feste Versicherung geben, uns in diesem Kampfe prinzipiell und materiell zur Seite zu stehen, denn unser Sieg wird ein Sieg aller deutschen Arbeitsbrüder sein. Ein Hoch ertollt hierauf auf die Hamburger Kollegen. Es gelangte dann folgende Resolution zur einstimmigen Annahme: „Die heutige Versammlung der Berliner Steinträger beschließt: Sollten die Meister auf ihrem hartnäckigen Standpunkt stehen bleiben, so verpflichten wir uns, die Arbeit nicht eher wieder aufzunehmen, als bis unsere Forderungen bewilligt sind.“ Zum Schluß wurde noch über zweckmäßigste und richtigste Vertheilung der Streikarten debattirt und beschloffen, in der Folge die Vertheilung derselben mehreren hierzu gewählten Vertrauensmännern zu überweisen.

Der Verein sämtlicher Berufsclassen, Berlin. (Eingeschriebene Hilfskasse), hält Sonnabend den 11. d. Mts., Abends 8 Uhr, Rüststr. 5, eine Versammlung ab. Diese Kasse bietet Arbeitern jeden Berufes Gelegenheit, einer gut fundirten Kasse beizutreten, welche ihren Reservefonds doppelt aufzuweisen hat. Mitglieder werden in jeder Versammlung,

sowie zu jeder Tageszeit beim Kassirer Schilling, Koppentstr. 24, aufgenommen. Auch steht den Mitgliedern eine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung und wird für geeignete Vorträge und Vergnügungen Sorge getragen, so daß der Verein auch den Frauen und Kindern der Mitglieder in jeder Beziehung Vortheile bietet. Gäste sind in den Versammlungen stets gern gesehen.

Der Fachverein der Rohrleger hält am Sonntag, den 12. Juli, in seinem Vereinslokal, Restaurant von Wolff und Krüger Salzgierstr. 126, eine außerordentliche General-Versammlung des Vereins ab. Tages-Ordnung: Vorlage der neuen Statuten, betr. Unterstützung der Mitglieder. Diskussion. Verschiedenes.

Auch die hiesigen Steinseher wollen sich organisiren. Am nächsten Sonntag, Vormittags 10 1/2 Uhr, findet im Saale des Schützenhauses, Viniensstr. 3-5, eine öffentliche Versammlung der Berliner Steinseher statt mit Tagesordnung: Gründung eines Fachvereins der Steinseher. Wir wünschen diesem Unternehmen den besten Erfolg, mögen sich die Steinseher recht zahlreich an der Versammlung beteiligen.

Vermischtes.

Eine Geisteskrante. Auf der Bank im Korridor des Bezirksgerichts „Altegrund“ in Wien lag am 4. Juli lang vor Beginn der Verhandlungen ein junges, nett gezeichnetes Mädchen, welches wiederholt an den Justizwachmann die Frage richtete, ob sie denn noch nicht „darankomme“. Nach und nach fanden sich die Parteien ein, die mannichfachen Namen wurden aufgerufen, allein das Mädchen wurde nicht in den Verhandlungssaal jittirt. Da mit Einemmale sprang es auf, erfaßte die Thür, die in den Verhandlungssaal des Richters Dr. v. Neubauer führt, auf und wendete sich, sichtlich erregt, an den Richter mit folgender Ansprache: „Herr Richter, heute müssen Sie mich anhören! Sie wissen, ich bin die Tochter eines Grafen, Zigeuner haben mich gestohlen, man hat mich einsperren wollen, und warum hat man dies thun wollen? Weil ich kein Erbe habe auf dieser Welt, das mich liebt, denn ich habe nur Stiefeltern, ich habe nicht einmal einen Verehrer, und Sie wissen ja, ich bin eine Venus.“ — Dem Richter, sowie dem anwesenden Vertreter der Staatsbehörde, Kommissar Wessely, war dieses Mädchen nicht ganz unbekannt. Es war vor einiger Zeit der Ueber-tretung des Betruges angeklagt gewesen, weil es in einer Kaffeehaue eine kleine Fische kontrahirt hatte, und als es zum Zahlen kam, trocken erklärte: „Ich zahle nicht, weil ich kein Geld bei mir habe.“ Schon bei der hierüber durchgeführten Verhandlung waren dem Richter gewichtige Bedenken aufgestiegen, daß Hermine Barcheles, ein zwanzigjähriges Mädchen nicht ganz zurechnungsfähig sei; die gleiche Ueberzeugung hatte auch ein ander Mal der Richter Dr. Bürger gewonnen vor welchem sie unter der Anklage der Wachebeleidigung erschienen war. Hermine Barcheles wurde in beiden Fällen freigesprochen. Heute fand sich der Richter Dr. von Neubauer, durch die Ansprache, mit welcher das Mädchen an ihn herantreten war, in seiner Ueberzeugung, habe es mit einer Wahnsinnigen zu thun, bekräftigt, weshalb er dem Justizwachmann ein Zeichen gab, die Krante aus dem Saale zu entfernen. In dem Momente jedoch, als sich diese anschickte, der Weisung des Richters nachzukommen, schrie über das Mädchen zu: „Kühen Sie mich nicht an! Wissen Sie wer ich bin? Mein Bruder König David hat dies nicht thun können, und deshalb hat er sterben müssen. Kühen Sie mich nicht an, denn wissen Sie, wer ich bin? Ich bin ein Erbprinzipal.“ Damit verbeugte sich Hermine Barcheles und entfernte sich aus dem Verhandlungssaale. Der Richter ließ das Kommissariat Josephstadt verständigen, damit es Vororge treffen, daß in Zukunft das bedauerlicherweise Geschöpf durch sein Erscheinen die Verhandlung nicht mehr störe.

Aus Avignon, der schönen Residenz der Päpste, wird gemeldet: Aus einem geheimnißvollen Hause der unteren Stadt wurden seit längerer Zeit fortwährend thierische Klagen, Geräuschen und Pusten untermischt, gehört, und da dies immer unangenehm für die Nachbarn wurde, so drang auf Veranlassung der letzteren die Polizei in das Haus. Man fand eine Hund- und Katzen-Rästanstalt, die ihre „Produkte“ an die billigen Restaurationen als Kamm- resp. Kaninchenfleisch verkaufte. Auf Lager waren augenblicklich zwanzig Hunde und einundzwanzig Katzen von einem solchen Embonponte, daß sie sich kaum zu bewegen vermochten und ihr Loos allen Donarten verwünschten. Avignon ist berühmt wegen seiner jarten Pasteten. Sollte etwa...? Doch Schweigen muß mein Mund!

Paris, 5. Juli. Die Blätter, welche sich mit dem Treiben der vornehmen oder vornehm sein wollenden Welt beschäftigen haben jetzt eine eigene Rubrik: „Ehescheidungen“, die man wohl recht pikant ist. Von einer Geschichte, die heute erzählt wird, läßt sich dies weniger sagen; denn sie ist im Gegentheil von erschütternder Tragik: Ein Ehepaar hatte schon seit einer Reihe von Jahren so getrennt gelebt, daß die Kinder ihrer Vater für tot hielten. Ihre Mutter war seit dem Tode, der Gatte, Herr v. G. . . . sich und die Seinigen durch einen entsetzlichen Skandal entehrt hatte, nur in Wittwengewändern erschienen und von ihrem Schmerz nicht zu zerstreuen geneigt. Als das Ehescheidungsgezet veröffentlicht wurde, theilte sie ihren Verwandten die Absicht mit, davon Gebrauch machen zu wollen, und was diese auch in ihrer Scheu vor neuem Aufsehen in ihrer katholischen Frömmigkeit dagegen einwenden mochten, Frau von G. . . . bestand darauf, das Gesetz müßte zwischen ihr und ihren Kindern und dem Ungebetenen das ihnen seinen Namen gegeben, einen unübersteiglichen Grund graben. Sie verfolgte ihren Gedanken unablässig und vor Kurzem wurde sie von der Mairie des siebenten Arrondissements aufgefordert, sich an dem und dem Tage zur Verhandlung des Scheidungsurtheils einzufinden. Die Frau schickte aber schon so krank, daß sie nicht mehr die Kraft in sich verspürte, den Weg anzutreten, und den Maire bitten ließ, die bezeichneten Stunde zu einer Scheidung in extremis in ihrem Hause zu erscheinen. Vergeblich boten nochmals die Verwandten ihre ganze Beredsamkeit auf, sie angesichts des Todes vergeblich zu stimmen; vergeblich kniete der Gatte vor dem Lager der Sterbenden nieder und flehte händeringend um Verzeihung, sie gab dem Altar, der mit dem Maire gekommen war, einen Wink, daß er das Urtheil verlese, und als sie die lösenden Worte hörte, bligte es wild auf ihrem schalen Antlitze. Sie freuzte die Hände über der Brust, richtete sich in einem schwachen Athemzuge auf, ihre Augen öffneten sich weit und die geschiedene Frau war tot.

Triest, 1. Juli. Ein interessanter archäologischer Fund wurde etwa zehn Minuten von den zwischen Triest und S. Maria in Santa Sabba gelegenen Petroleumfabriken, unmittelbar neben dem Ablagerungsorte des städtischen Straßen-Reinigungsamtes gemacht. Die mit der Vergrößerung desselben beschäftigten Arbeiter stießen plötzlich auf Hindernisse; man begann vorsichtig nachzugraben und legte endlich ein aus Mauerwerk bestehendes Hauschen bloß, dem jedoch das Dach der großen Theile fehlte. Im Innern fand man einige zerstreute Fragmente einer Sonnenuhr, sowie mehrere Medaillen, die eine das Bild der Madonna und die Jahreszahl 1771 trägt, während eine andere aus der Zeit Kaiser Claudius bis 54 nach Christi, stammt. Am westlichen Theil des Fundes zeigt sich ein scheinbar einer späteren Periode angehörender kleiner Anbau, dessen höhlklingender Boden weitere Räumlichkeiten vermuthen läßt, und den Prof. Buschi, der Direktor der Triest'schen städtischen Alterthümer-Museums, für eine zu dem Badeanstalt gehörige Terrasse hält. Der Magistrat hat die vorläufige Errichtung der Nachgrabungen, die einer Kommission übergeben werden sollen, verfügt.

Das englische Blaubuch über die Arbeiterwohnungsfrage.

Max Schippel.

II.

Will man eine Vorstellung von der allmählichen Entwicklung der geschichtlichen Wohnungsverhältnisse gewinnen, so wird man am besten London, den „Wasserhahn“ Englands, zum Beobachtungsfeld wählen. Andere Städte machen zwar denselben Krankheitsprozeß durch, aber in London nimmt er eine fieberhafte Raschheit an, treten alle seine Symptome in unverhüllter und widerlichster Form auf.

Alle modernen Großstädte besitzen einen Kern, in dem sich vorzugsweise das geschichtliche Leben konzentriert. In London ist es die City, in welcher der für Wohnungen verfügbare Raum immer mehr zusammenschrumpft in Folge der sich stetig erweiternden Ansprüche der Läden, der Komptoirs und Warenlager. In dem Londoner Geschäftsviertel sind natürlich des Tags über eine Unmenge Menschen thätig, und ein großer Theil derselben ist gezwungen, ganz in der Nähe zu wohnen. Der Bericht der königlichen Kommission macht hierüber äußerst interessante Angaben. Viele Tagelöhner können nur dann auf Beschäftigung rechnen, wenn sie früh vor sechs Uhr an der Stelle sind, wo Arbeit angekündigt wurde; sie halten sich daher stets in möglichster Nachbarschaft des Verkehrszentrums auf. Die Dockarbeiter müssen beständig auf dem Plage sein, weil jeden Augenblick irgend eine Arbeitsgelegenheit sich bieten kann; wenn Schiffe ankommen oder abgehen, so lauern die Arbeiter schon zu Hunderten in den Häfen; wer zuerst sich herandrängt, der wird verwendet; alle diese Leute wohnen der Themse möglichst nahe. Dann sind die herumziehenden Grüntram-, Obst-, Fischhändler, welche vom frühesten Morgen ab die Verkehrsgegenden durchstreifen und Abends in die umliegenden Distrikte einströmen. Die Schneiderinnen, Putzmaschinen müssen ganz in der Nähe der Magazine sein, um jeden Morgen sich erkundigen zu können, ob etwas für sie zu thun ist. Andere Arbeiter hocken wieder zusammen, weil, wie bei den Uhrmachern von Clerkenwell, selten jeder einzelne alle Werkzeuge besitzt, welche er braucht; mancher läuft des Tages drei-, viermal zu seinen Genossen, um sich irgend ein Arbeitsinstrument zu borgen.

Im innersten Theile Londons staut sich also die Bevölkerung immer mehr auf, während der bewohnbare Raum nicht zunimmt, in der City sogar abnimmt, da Läden und Komptoirs an seine Stelle treten. Man kann sich denken, welche ein Kampf um die Wohnungen sich innerhalb des Umkreises entwickelt, über welchen hinaus Jehn- und Hunderttausende von Arbeitern sich nicht wagen dürfen, und zu welcher Miethssteigerung und Ueberfüllung der Räumlichkeiten dieser Kampf führen muß. „Die Miethspreise in den dichtesten Vierteln Londons steigen beständig.“ In St. Pancras wurden vier Schillinge wöchentlich für ein kleines Zimmer gezahlt; in einigen Straßen zahlte man sogar fünf Schillinge für ein ganz und gar baufälliges Zimmer.

Was auf der einen Seite — den Hausherrn gegenüber — sich als Konkurrenz um die Wohnungen darstellt und die Miethspreise aufwärts treibt, das wird auf der anderen Seite — gegenüber den Arbeitsherrn — zum Kampf um die Stellung und die Höhe der Löhne herab. So entwickelt sich ein immer schlimmeres, schon längst unerträgliches Verhältnis zwischen Einkommen und erzwungenem Mietaufwand der untersten Klassen. Die herumziehenden Händler verdienen im Durchschnitt 10 bis 12 Schilling die Woche, wenn das Geschäft gut geht. Die Dockarbeiter bringen es im Durchschnitt kaum über 8 oder 9 Schilling wöchentlich. Sie bekommen zwar für die Stunde 5 d. (40 Pfennige, 25 Kreuzer), aber das Ueberangebot von Arbeitskraft ist so groß, daß diese Leute im Durchschnitt nicht mehr als zwei Tage in der Woche beschäftigt sind.“ In Clerkenwell schätzt man das durchschnittliche Einkommen eines Arbeiters auf 16 Schilling, das heißt also eine große Zahl verdient bedeutend weniger. Dr. Marchant Williams, ein Londoner Schulinspektor, untersuchte einige Armenviertel Londons genauer und fand, daß nur 12 Prozent weniger als ein Fünftel ihres Lohnes auf die Miete verwenden, fast neun Zehntel zahlen also den Lohn für ziemlich 2½ Monate an den Miethsherrn. 42 Prozent zahlen ein Viertel bis ein Fünftel ihres Einkommens als Miete und sechsundvierzig Prozent ein Viertel, bisweilen die Hälfte. Diese Untersuchung erstreckte sich auf circa 1000 Wohnungen.

Es ist eine betrübende Erscheinung, daß das, was man sonst als einen Fortschritt begrüßen muß, vielfach die Woh-

nungsnoth nur steigert und deren sanitäre und moralische Schäden verschlimmert. Man hat in London die Straßen verbreitert, Passagen und freie Plätze geschaffen, aber man hat den Arbeitern damit einen Theil ihrer Wohnhäuser entzogen. Die Eisenbahnen Londons haben viel Raum beansprucht und ihn auf Kosten der verfügbaren Wohnungen erhalten. Man hat Gemeindeschulen gebaut und zu dem Zwecke wiederum eine Anzahl Häuser beseitigt. Noch mehr, man hat zu Gesundheitszwecken Häuser angekauft und entfernt, man hat alte slums niedrigerissen, aber was an Neubauten entstand, faßte der gänzlich veränderten Straßen- und Häuseranlage wegen gewöhnlich lange nicht so viel Miether wie die alten Gebäude; vielfach wurden die Häuser auch für ganz andere Miether hergerichtet. Das Alles hat die Bevölkerung dichter in den übrig gebliebenen alten Wohnungen zusammengedrängt, die Miethen gesteigert, die Ueberfüllung vermehrt und viele der Erfolge wieder vernichtet, welche man durch die erwähnten Maßregeln erreichen wollte. Es wurde gezeigt, wie groß für die Armen der Zwang ist, nahe ihrer Arbeitsstätte zu wohnen; wenn daher Häuser niedrigerissen werden, welche von Armen besetzt waren, so ist die Wirkung nicht die, daß die Leute weit wegziehen; sie füllen vielmehr die Nachbargegend an. Wenn die Abbrüche so ausgedehnt sind, daß die Leute weiter ziehen müssen, so entstehen gewöhnlich neue slums in Distrikten, die bisher davon verschont waren, wie man das in Vison Grove und dem nördlichen Theile von Notting Hill beobachtet hat. Wenn sich die deplazierten Schaaeren in die Distrikte ergießen, wo die Arbeitsnachfrage nicht groß ist, so entwickeln sich wahre Hungerlöcher für die alten Einwohner und für die neuen Ankömmlinge. . . . Obwohl der Gesundheitszustand und der äußere Anstrich Londons wesentlich durch verschiedene Demolierungen verbessert worden ist, und obwohl andere auch von großem Nutzen für die Beseitigung unter den Arbeitern sich erwiesen haben, so sind sie doch von schlechtem Einfluß auf die Allerärmsten gewesen, indem sie die Ueberfüllung und die Schwierigkeit der Unterkunft vermehrt und demgemäß die Miethen in die Höhe getrieben haben. Als das hauptstädtische Arbeitsamt (Metropolitan Board of Works) die Gray's Inn Road verbesserte, wandte sich die obdachlos gewordene Bevölkerung in die bereits überfüllten Theile von Clerkenwell und in die schlechten Gassen der angrenzenden Gemeinden. Ähnlich bei der Regulierung der Zooley-Straße, die Bevölkerung nistete sich in Brompton ein. Immerhin steht hier der Verschlimmerung auf der einen Seite irgend ein allgemeiner Vortheil auf der anderen Seite gegenüber. Es ist aber auch, und zwar gar nicht selten vorgekommen, daß die Arbeiter aus ganz guten Häusern vertrieben worden sind, weil man letztere zu Straßenanlagen brauchte, und daß den Betroffenen nichts übrig blieb, als sich in die verfallenen und verunreinigten Straßen der Umgegend zu verziehen. „In solchen Fällen ist der Nachtheil wahrscheinlich größer als in anderen, weil die Armen hier oft in unwürdige Lebensgewohnheiten versinken, während sie früher an Anstand und Reinlichkeit gewöhnt waren.“ Die Midland-Eisenbahn allein hat für ihre Zwecke 500 Häuser beseitigt und so circa 6000 Personen in schon überfüllte Distrikte hineingedrängt. Die Eisenbahnen führen sogar mit Vorliebe ihre Linien durch die ärmsten Viertel, wo jeder Niederbruch das größte Elend erzeugt — weil sie so vielfach am billigsten bauen konnten. Auch die Gemeindeschulen sind natürlich, seitdem mehr für das Schulwesen gelassen wird, am zahlreichsten in den dichtbevoëlerten Vierteln errichtet worden, sie haben also da am meisten den Raum geschmälert, wo es am meisten an Raum mangelte. Um mit ungesunden Häusern und Vierteln auszuräumen, sind seiner Zeit die Torres- und Groß-Altie angenommen worden. Die Häuser, welche auf Grund dieser Gesetze beseitigt worden sind, sind gewöhnlich in ganz hoffnungslosem Zustand, und beide Gesetze sind nur wenig in Anwendung gekommen, aber trotzdem ist ein gut Theil Schaden durch Häuserabbrüche dieser Art entstanden.

Der überfüllte Zustand von Spitalfelds wird zum großen Theil solchen Ursachen zugeschrieben, und das Steigen der Miete in der Gegend der sogenannten Wänge ist wesentlich durch Demolierungen ähnlicher Art hervorgerufen. Die Peabody-Stiftung bezweckt bekanntlich, für die ärmsten Klassen Wohnungen zu mäßigem Preise zu beschaffen; sie hat zunächst, wie viele andere Unternehmen ähnlicher Art, „gesäubert“, d. h. die Zahl der Wohnungen vermindert. „In St. Lucas hat man sich in dem betreffenden Distrikte noch nicht wieder von dem Drucke erholt, der durch die Niederreißungen entstand, deren man zum Aufbau der sogenannten Peabodystadt bedurfte.“ Die Einwohner der Großen Widstraße scheinen mehr als gewöhnlich

durch Bemühungen gestützt zu haben, welche der Verbesserung ihrer Lage galten; einmal vermehrte die Errichtung einer Gemeindeschule die Ueberfüllung, und dazu kam der Abbruch vieler Häuser für die Drury Lane Peabodygebäude, so daß die Miete bei allen Räumlichkeiten der Nachbarschaft von 1/2 Schilling auf 1 Schilling stieg.“

Die Untersuchungen der Kommission galten hauptsächlich den Verhältnissen Londons, die anderen Städte Englands sind darüber entschieden zu kurz gekommen. Die Verhältnisse der ländlichen Arbeiter werden nur flüchtig gestreift, aber doch genügend, um auch hier alle etwaigen optimistischen Illusionen zu beseitigen. Die Arbeiterhäuser auf dem Lande sind zwar gewöhnlich nicht derartig überfüllt, wie in den Städten, aber sie sind schmutzig und verfallen, die Zimmer niedrig und elend. In Whitbyre fielen sie förmlich in Stücke, weil sich Niemand um sie kümmerte; in einigen Fällen hing das Stroh zum Dach herein und der Regen troff hindurch. Viele Schlafräume waren nicht so hoch, um aufrecht darin stehen zu können. In einem Schlafzimmer befand sich eine Wittve mit sechs Kindern, das älteste 25 Jahre alt. In Dorset hatten einige Häuser keine Treppen, man mußte sich mit einer Leiter behelfen. In einigen Gegenden lebten die Arbeiter in beständiger Furcht vor Kündigung; die freie Wohnung beträgt nämlich einen Theil ihres Wochenlohnes; wird ihnen die Arbeit für die nächste Woche aufgelagt, so schläft das ein, daß sie auch ihr Bündel schnüren und anderswo Wohnung suchen müssen.

Wenn dem Berichte der königlichen Kommission ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es der, daß er die Wohnungsfrage zu sehr als etwas Selbständiges behandelt, während sie doch nur eines der Symptome, allerdings der augenfälligsten Symptome des kapitalistischen Entwicklungsprozesses ist und nur aus diesem heraus ausreichend verstanden werden kann. Die Wohnungsnoth ist einmal eine Folge der übermäßigen örtlichen Zentralisation, wie sie notwendig im Interesse der Privatwirtschaft ist; insofern wird sie zeitweise auch für den Kleinbürger, für den Handwerker, Beamten und kleinen Rentier auf das Unangenehmste fühlbar. So weit die Wohnungsnoth die Arbeiter mit besonderem Drucke belastet, ist sie aber nur eine direkte Folge des allgemeinen Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit. Der Arbeiter tritt einmal dem Kapitalisten im Lohnkampfe entgegen; hier muß er sich wegen seiner Hilflosigkeit die niedrigsten Löhne lassen, mit denen ein menschenwürdiges Dasein auch unter den günstigsten Verhältnissen kaum denkbar ist. Der Arbeiter tritt dann als Konsument abermals tagtäglich dem Kapitalisten gegenüber, und hier bewirkt seine schwache Stellung, daß er von den verschiedensten Seiten ausgebeutet wird, von dem Krämer, Speise- und Schankwirth, durch den Waaren- und Kreditwucher, vom Hausbesitzer und seinen Vertretern durch den Wohnungswucher.“ In den Großstädten wird der Arbeiter auf das Schlimmste zwischen den beiden Nächststen zugerichtet. Das Ueberangebot von Arbeitskräften in den Städten drückt den Geldlohn, der Wohnungswucher, durch den gleichen Ueberandrang von Menschen großgezogen, beschneidet dem Arbeiter auch noch sein Realeinkommen ganz gewaltig; er hat von seinem Lohn so gut wie nichts, dagegen giebt er noch ein gut Theil davon an das Kapital bei der Ver- ausgabung seines Lohnes ab, so daß er auch hierbei noch das Renteneinkommen vermehrt, wesentlich über die Quote hinaus, welche ursprünglich sich einzustellen schien.

Der Zusammenhang der Wohnungsfrage mit der ganzen sozialen Entwicklung ist auch die letzte Ursache, warum die englische Gesetzgebung bisher nicht viel zu bessern vermocht hat. An rigorosen Bestimmungen gegen Wohnungsbeschwerden fehlt es ihr ja nicht — im Gegentheil, unsere „staatssozialistischen“ Sozialpolitiker dürfen vor so einschneidenden Maßregeln zurückschrecken, wie sie die „manchesterlichen“ Gesetzgeber Englands nicht scheuten haben — aber diese Bestimmungen sind ein todtler Buchstabe geblieben, weil der festgeschlossene Ring der Kapitalistenkreise nicht zu durchbrechen war, z. B. die Gemeindebehörden, zum Theil aus Hausbesitzern bestehend, zum Theil dem Einfluß der letzteren sich beugend, nicht Hand und Fuß rührten, um

*) Es giebt in London eine ganz eigene Spezies von Leuten, welche Häuser miethen, um sie an Arbeiter mit Wucherzuschlag weiter zu vermieten, und welche von diesem Geschäft sehr einträglich leben. Ein Agent in der Clerkenwellgemeinde zahlte für ein Haus, das dem Lord Northampton gehörte, 20 Pfund Sterling Miete; er wußte aus seinen Miethern circa 100 Pfund herauszupressen, so daß er ohne Miete eine Steuer von 1600 Mark von seinen Arbeitern betrieb.

Von Santos bis Rio de Janeiro.

Von W. L.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, als wir mit dem schönen Hamburger Dampfer „Argentina“ den Hafen von Santos in Süd-Brasilien verließen. Langsam dampften wir durch die Krümmungen der Hafeneinfahrt dem offenen Meere zu. Bald war dieses erreicht und das Schiff nahm seinen Kurs nach Rio de Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens.

Noch stand die Sonne in voller Größe am Horizont, doch matter und matter wurden ihre Strahlen, einer rothen Scheibe gleichend, schien sie allmählich in den Ozean zu versinken. Wie die Wellen glitzern in dem Golde der sinkenden Sonne! Das herrliche Roth verblaßt ins Gelbliche und dieses ins Weißliche. Noch einen Moment und ein matt schimmernder Streifen bezeichnet die Stelle, wo die Sonne unterging.

In der tropischen Gegend ist die Dämmerung sehr kurz, kaum ist die Sonne verschwunden, so beginnt die Nacht. Ein leichter Nebel breitete sich über den Ozean und wurde von einer sanften Brise in kleine Wölkchen zerteilt, welche in den seltsamsten Gebilden über dem Wasser dahin schwebten. Bald jedoch bedeckte die Nacht Alles mit ihrem schwarzen Schatten, ringsum herrschte vollständige Finsterniß und eine fast unheimliche Stille, welche nur unterbrochen wurde von dem leichten Rauschen der Wogen und dem monotonen Geräusch der Schiffsmaschine.

Die Nähe der Küste und die unklare Luft erbeizten besondere Vorsichtsmaßregeln. Auf dem Ausguck war die Wache verdoppelt worden und auf der Kommandobrücke befanden sich fortwährend zwei Offiziere. Die Passagiere hatten es vorgezogen auf Deck zu bleiben, sie standen an der Schanzkleidung des Schiffes und blickten über Bord in das Meer, um die elektrischen Erscheinungen zu betrachten, welche sich bald in größerem, bald in kleinerem Umfange neben dem Schiffe im Wasser zeigten. Zuweilen schien es,

als ob das Schiff durch ein metallenes Meer fahre und mit seinem Kiel die leuchtende Masse theile, welche nach allen Seiten hin in Funken zerstob. Die dunkle Nacht macht dieses Naturchauspiel zu einem ganz besonders seltsamen; je stärker die Dunkelheit, um so intensiver ist das Leuchten, während dasselbe bei zunehmender Helligkeit allmählich verschwindet.

Obgleich es inzwischen fast Mitternacht geworden war, zeigte dennoch Niemand Lust sich zur Ruhe zu begeben. Man zog es vor, auf Deck zu bleiben, weil die schmale Luft den Aufenthalt im Schiffe zu einem fast unerträglichen machte. Ueberall hatten sich Gruppen gelagert, hier mehrere Familien Deutsch-Brasilianer, dort ein Dutzend Portugiesen, an anderer Stelle wieder einige Söhne Italiens und auf dem äußersten Vorderdeck ein Theil der Schiffsmannschaft. Es wurde geraucht, geplaudert und gelacht, vielleicht auch, wenn auch heimlich — geweint. Viele hatten erst vor einigen Stunden Abschied genommen von ihren Lieben, um auf Monate oder gar für immer in fernen Ländern zu weilen.

Warum sieht jener einsam an der Schanzkleidung des Schiffes stehende junge Deutsche so melancholisch auf das rauschende Meer? Warum blickt der Portugiese, welcher sich dort an den Mast lehnt, so finster und starr vor sich hin? Ist es Liebe oder Haß, was ihre Gedanken beherrscht, was sie veranlaßt, die Einsamkeit aufzusuchen? Wer mag's errathen? Jedenfalls bilden sie einen auffallenden Kontrast zu der Gruppe von Matrosen, welche soeben die Klänge einer Ziehharmonika mit ihrem Gesang zu begleiten begannen.

Gesang und Musik üben auf der See immer einen ganz besonderen Reiz aus, kein Wunder also, daß sich Alles um die Matrosen gruppirt, um so den musikalischen Leistungen in nächster Nähe lauschen zu können.

Run trat auch der Mond hinter den Bergen Brasiliens hervor und beleuchtete die Szenerie. Der Mond ist bekanntlich der beste Freund der Seefahrer, sein Erscheinen

wird von ihnen stets freudig begrüßt; er erleichtert den Kampf mit den Elementen, weil er den Nebel vertreibt und den Horizont erhellt.

Das Gefühl größerer Sicherheit hob ersichtlich auch die Stimmung der Passagiere, ein Vorschlag, das „Orchester“ zu verstärken und dann ein „Kränzchen“ zu entrichten, fand großen Beifall. Das verstärkte „Orchester“ war bald zur Stelle: eine große Blechschüssel diente als „Paule“, ein Besenstiel auf dem Deck hin und her gerieben, erzeugte den Ton des „Drummbasses“ und als „Flöte“ benutzte ein vorzüglicher Russtus seine Finger. Dazu die Harmonika als Hauptinstrument — so konnte es losgehen. Bald brummte der Bass, schallte die Paule, tönte die Flöte und klang die Harmonika. Die Paare drehten sich — manche mit Holzpantinen angethan — im Kreise, just so, wie bei einem Erntefest auf dem „platten Lande“.

Der Ozean-Dampfer übt im gewissen Sinne einen nivellirenden Einfluß aus. Wohl ist ein scharfer Unterschied zwischen Kajüten- und Zwischendecks-Passagieren, wohl ist ein noch scharferer zwischen Schiffsoffizieren und Mannschaften vorhanden, aber es giebt auf der See gar oft Momente, welche daran mahnen, daß das tobende Meer keinen Unterschied unter den Menschen kennt. Dieses Bewußtsein trägt wesentlich dazu bei, die gezogenen Grenzen etwas zu verwischen und das Verhältnis zu einem freundlicheren zu gestalten. Das zeigte sich auch bei diesem urwüchsigen Vergnügen, an dem sich in fast gleichem Maße Kajüten- und Zwischendecks-Passagiere, sowie auch einige von den Offizieren beteiligten.

Die ganze Gesellschaft war gerade in bester Laune, als plötzlich der erste Schiffsoffizier hinzutrat und die Bitte aussprach, für heute mit dem Trubel aufzuhören. Eine der an Bord befindlichen Frauen hatte soeben einem neuen Weltbürger das Leben geschenkt und der Schiffsarzt, welcher hilfsreiche Hand geleistet hatte, hielt es für seine Pflicht, die Ruhe der Patientin zu schützen. Natürlich wurde der Bitte bereitwilligst entsprochen, Musik und Instrumente ver-

irgend etwas Wesentliches im Sinne der erlassenen Gesetze zu thun. Ferner waren die Gesetzgeber viel zu sehr in dem Wahne befangen, daß man die Wohnungsfrage isolirt behandeln und beseitigen könne. Auch die neuesten Vorschläge der Kommission bewegen sich nur auf der Oberfläche der Frage, und da sie speigelt englische Verhältnisse der Gesetzgebung, der Verwaltungsorganisation, des Erbrechts und der Gestaltung des Grund- und Häuserbesitzes betreffen, so verzichten wir hier auf ein näheres Eingehen.

Ergänzen wir nur der symptomatischen Bedeutung wegen zum Schlusse kurz, daß einige Mitglieder der Kommission, wie die Herren Gray und Collins, den Uebergang des städtischen Bodens in Gemeinbesitz empfehlen, weil nach ihrer Ansicht anders dem Uebel nicht beizukommen sei.

(Aus der Wiener „Deutschen Wochenschrift“.)

Lokal.

W. In Bezug auf den Rothfäule, welcher aus der Mitte des Nordens unserer Stadt in den Zeitungen wegen der Verzögerung des Markthallenbaues daselbst verlaubar wurde, können wir aus kompetenter Quelle zur Verhütung des dortigen Stadttheils mittheilen, daß es keineswegs in der Absicht der städtischen Behörden liegt, die Angelegenheit möglichst weit hinzuschleppen, vielmehr ist es beschlossene Sache, daß mit der Niederlegung der Gebäude von der Ader- und Invalidenstrassen-Ecke am 1. April 1886 begonnen und alsdann nach dem Abbruch derselben mit dem Aufbau der Markthallen daselbst begonnen werden wird. Angesichts des jetzigen Maurerstreiks und des bevorstehenden Winters konnte der Bau nicht früh genug in Angriff genommen werden.

z. Im Physiologischen Institut ist, wie wir nachträglich erfahren, am Montag, bei der Vorlesung des Herrn Professor von Helmholtz, ein Student nur mit knapper Noth dem Tode entgangen. Als derselbe im Laboratorium eine Zusammenstellung von geladenen Leydener Flaschen entleeren wollte, beging er die Unvorsichtigkeit, anstatt des Glasstückes die Metallkugel zu berühren, und bevor ihn noch Jemand zurückhalten konnte, brach er, wie vom Blitze getroffen, zusammen. Nur dem Bemühen des Herrn Geheimraths von Helmholtz war es zu danken, daß der Verunglückte nach etwa halbstündiger Bewußtlosigkeit wieder ins Leben zurückgerufen wurde. Da nämlich die Batterie positiv geladen war, so mußte der Professor durch ein energisches Elektrifiziren mit negativer Elektrizität eine Neutralisirung herbeizuführen. Der Vorfall hat keine nachtheiligen Folgen zurückgelassen.

b. Die Benennung von Bier-Lokalen mit bezeichnenden Namen: „Bräut“, „Franziskaner“, „Augustiner“ u. dgl. findet jetzt auch mehr und mehr bei den Destillationen Nachahmung. Sehr geschmackvoll nennt sich eine solche in der Inselstraße „Zum Insel-Rater“, eine andere „Zum alten Schweden“, eine dritte am Mühlendam nach der Siebelseite der Fischerbrücke belegen „Zur alten Börse“, weil sich hier über dem jetzigen Durchbruch die erste Börse befand. Auch „Zur schlanken Fäust“ ist ein etwas aparter Name.

er. Die Agitation der Fach- und Tagespresse gegen die Wurstfabrikanten, welche Bierdefleisch verarbeiten, hat zur Folge gehabt, daß dieser Tage dem Redakteur der „Deutschen Zeitung“ mehrere Briefe zugegangen, von denen der eine das freundliche Anerbieten enthält: Der Besitzer eines großen Postens sehr harter Pferde-Cervelatwurst, für die kein Abnehmer zu finden sei, wolle dieselbe dem Redakteur auf dem Hirschfeld weichen lassen, wegen des von ihm in den Zeitungen verursachten Stands. — Der Gemüths Mensch!

Unsere Vaterstadt Spandau hat dem Anschein nach gegründete Aussicht, in nicht allzuferner Zeit ein stark besuchter Badeort zu werden. Vor einigen Jahren wurde nämlich bei Bohrversuchen auf dem Hofe der Zitadelle salzhaltiger Untergrund gefunden. Die Vorgesichte und die möglichen Ausichten für das zukünftige Solbad sind die folgenden: „Als man 1881/82 auf der Zitadelle nach Trinkwasser bohrte, stieß man in einer Tiefe von 338 Metern auf eine Solquelle, aus welcher mit bedeutendem Auftrieb in der Minute schließlich 20 Liter artesisch zu Tage flossen. Die Sole wurde vom Chemiker Bischoff und von der königl. Berginspektion zu Staffort einer Analyse unterzogen, nach welcher sie sich zwar nicht den starken Kochsalzwässern, aber doch etwa den Quenen von Rösen in Thüringen und Naubeim in Hessen zur Seite stellen kann. Die Gesetze der Geologie machen es wahrscheinlich, daß auch in weiterer Umgebung der Zitadelle, so unter dem Stadtwald, Sole vorhanden ist. Auch das Vorkommen von Salzpflanzen in unserer Gegend spricht dafür. Es sind das solche Pflanzen, welche zu ihrer Erhaltung mehr Salz als andere gebrauchen, also nur in besonders salzigem Boden gedeihen. Bei Spandau kommen von den spezifischen Salzpflanzen die Vinetaria Junus Gerardi, die Bunge Samolva, Val raudi, der Dreizack Trielobium maritima, die Binnensaft Thymia hirta, der Graullee Lotus tenuifolius und der Erdbeerecke Trielobium frugiferum. Diese Pflanzen beweisen den Salzgehalt des Bodens; da die Salze sich nun im Regenwasser lösen, so muß der Boden auch Sole enthalten. Ob die Sole von ausreichendem Umfang und Kochsalzgehalt ist, kann, wie der Landesgeologe Prof. Behrendt in seinem Gutachten

schwanden, man begnügte sich damit, eifrig das soeben veränderte Ereigniß zu besprechen. Es stellte sich heraus, daß sich die Frau in einer recht bedürftigen Lage befand, daß sie eine jener Unglücklichen war, welche von der Noth getrieben, wieder der alten Heimath zu eilen müssen. Einige mitleidige Frauen verstanden die Situation am besten, sie appellirten an die Herzen der Mitreisenden und schon nach wenigen Minuten waren sie in der Lage, der Betroffenen eine ansehnliche Unterstützung überreichen zu können.

Nach und nach wurde es stiller auf dem Schiffe, die Gruppen waren verschwunden, ein Theilnehmer nach dem anderen hatte sich fortgeschlichen, um den Rest der Nacht in Morpheus Armen zu verbringen. Nur Einzelne standen noch auf Deck und schauten schweigend in die stille Nacht hinaus. Wir dampften in nicht allzu weiter Entfernung an der Küste entlang, die wie eine dunkle Wolke auf dem Wasser zu lagern schien. Das Silberlicht des Mondes verlieh dem grotesken Bild, welches sich dem Auge zeigte, einen besonderen Reiz. Im Hintergrunde sah man eine Reihe von Bergriesen, deren Profile sich deutlich vom blauen Horizont abhoben, während zur Rechten wie zur Linken des Schiffes bald kleinere, bald größere Felsenriffe aus dem Meere empor ragten, an deren scharfen Kanten sich zischend die Wellen brachen, daß Schaum und Gischt hoch in die Luft geschleudert wurden.

Die Aussicht auf die Küste des ewig grünen Brasiliens und die Gewißheit, binnen einigen Stunden die Hauptstadt dieses Landes zu sehen, lockte die Reisenden schon frühzeitig wieder aufs Deck. Mit voller Kraft steuerte das Schiff seinem Ziele zu; Wälder und Wiesen, Berge und Thäler, schlank Palmen und niedrige Bananensträucher tauchten auf und verschwanden. Bald wurde auch die Einfahrt zum Hafen sichtbar. Immer näher kamen wir demselben, nach einigen Stunden rasselten die Ankerketten und die „Argentina“ lag in der herrlichen Bucht von Rio de Janeiro. —

betont, natürlich nur der Bohrversuch selbst entscheiden. Die Möglichkeit liegt sogar vor, daß sich die mächtigen Stafforter Stein- und Kalksalz-Ablagerungen bis hierher erstrecken und nicht unerreichbar tief liegen. Die Militärverwaltung ließ das Abteufen im Mai 1882 schließen, nachdem man bis zu ca. 487 Meter in die Erde hineingedrungen war und das Bohrloch bei einer Dynamitexplosion verhängelt hatte. Einige Herren aus der Bürgerchaft saßten indes den Gedanken der Errichtung eines Solbades und nahmen die Sache auf. Am zunächst über die Frage der Bergbaurechtigkeit Gewißheit zu erlangen, wandte man sich an das Oberbergamt zu Halle, welches sich das Solenbergwerk in das Grundbuch von Spandau eingetragen hatte, und erfuhr daselbst, daß die Stadt Schwierigkeiten nicht begegnen würde, wenn innerhalb des fiskalischen Solfeldes gebohrt werden sollte. Einer medizinischen Ausnutzung der Solquelle stehen die klimatischen Verhältnisse Spandaus nicht entgegen. Nach einem Gutachten der Herren Oberstabsarzt a. D. Dr. Buchholz ist die früher vorhandene gewöhnliche Wechseljahres-epidemie in Folge der Beseitigung von Sumpfen und der Verbesserung der Wasserläufe erloschen und sind sonstige Krankheiten, welche Leidende vom Besuch des Bades abhalten könnten, nicht vorhanden. Der Stadtwald mit seinem mehrhundertjährigen, herrlichen Eichenbestande ist ferner wie geschaffen zu einem klimatischen Kurort. Wie erquickend, für Körper und Geist erfrischend ist es, unter den rauschenden Laubbäumen zu lustwandeln und den würzigen Waldesduft in vollen Zügen einzuathmen! In nächster Nähe flutet die Havel dahin, die mit ihren waldumkränzten Ufern und mit den Inseln, die von Erlen und Schilf umrahmt sind, das anmuthigste Landschaftsbild bietet. Tegel mit dem Humboldt-Schloß, Saanwinkel, Schloßchen Havelbors, der idyllische Valentinswerder verlocken durch den Reiz ihrer Lage zum Besuch und lohnen ihn reichlich. Heilkraftig und schön gelegen, würde ein Solbad vor den Thoren Berlins, welches überdies das einzige in der Provinz ist, sicherlich guten Zuspruch finden. Reiche Leute werden allerdings nach wie vor entferntere Orte zur Erholung aufsuchen, aber der Mittelstand Berlins würde doch ein starkes Kontingent solcher stellen, die nicht in die Ferne schweifen können, wohl aber von ihren Ernährungsstörungen, Katarthen, chronischen Exsudaten und ähnlichen Uebeln hier Heilung suchen. Ferner würden besorgte Eltern ihre an Skrofulose leidenden Kinder gern hierher schicken, wo sie die Kur überwachen und ihre Lieblinge ab und zu bei den günstigen Verkehrsverhältnissen ohne großen Zeit- und Geldverlust aufsuchen können. Mancher Berliner, der sich der Atmosphäre der Millionenstadt nur auf kurze Zeit entziehen kann, würde in Spandau eine ebenso bequeme wie angenehme Sommerfrische finden. Auswärtige würden sich andererseits gern in die Nähe Berlins begeben, um sich mit der Anregung der Verdauung und der Beschleunigung des Stoffwechsels, welche das Kochsalzwasser gewährt, hin und wieder auch die Annehmlichkeiten einer Tour in die Residenz zu verschaffen. Sprechen schon allgemeine Erwägungen dafür, daß eine hinreichende Kurfrequenz sich finden würde, so wird diese —

übrigens auch von Prof. Ewald in Berlin getheilt — Annahme noch durch die besonderen Erfahrungen bestätigt, die man mit Bädern in der Nähe großer Städte gemacht hat. Baden in Niederösterreich, das von Wien in einer halben Stunde zu erreichen ist, ist ein besuchter Kurort und eine beliebte Sommerfrische der Wiener; es zieht jährlich insgesamt etwa 10 000 Sommergäste bei sich, Passanten ungerchnet. Auch Budepest hat auf seiner reizenden Margaretheninsel ein großartiges Bad geschaffen, was von Einheimischen, wie von Fremden stark besucht wird und per Dampf in ca. 15 Minuten von Pest aus erreicht werden kann. Ueber die Rentabilität vorhandener Solbäder hat man von 27 derselben Erkundigungen eingegeben, die im allgemeinen günstig lauten. Um ein besonders bezeichnendes Beispiel zu wählen, sei auf Hamm in Westfalen hingewiesen. Als man dort bei Gelegenheit auf Sole gestoßen war, wurde die Solbadfrage ebenfalls des breiteren ventilirt, schließlich ließ man aber die Sache fallen. Das benachbarte Anna, weniger ängstlich, ließ sich die Sole von Hamm zuführen und errichtete 15 Minuten vor der Stadt das Bad Königsborn, welches sich alljährlich mehr vergrößert und stark frequentirt wird. Als bald entbrannte der Reiz bei den Hammern und vor ca. 3 Jahren hat man auch bei Hamm ein Solbad eröffnet, das nun an dem bereits in Blüthe stehenden Königsborn eine nicht ungeringliche Konkurrenz macht. Tritt man auch in Spandau der Sache näher, so würde zunächst die Summe von 30 000 M. herzugeben sein, welche die Unternehmer Strobbach zu Köthen und Karl Schubarth aus Dortmund beanspruchen, wenn sie 400 Meter tief bohren sollen; das Meter stellt sich danach auf 75 Mark. Weitere Ausgaben erwachsen im günstigen Falle durch Erbauung eines Kurhauses, durch Umwandlung des Eichenhains in einen Park — eine Aufgabe, der sich Gartendirektor Kühle in Potsdam gern unterziehen würde — durch Anlage von Fontänen, Hallen, Gradierwerken u. dgl. In der Bewilligung der letzteren Aufgaben liegt schwerlich eine ernste Gefahr. Ist nämlich das Unternehmen erst soweit gefördert, daß die Anlagen zur Errichtung des Bades definitiv getroffen werden können, so erscheint die Rentabilität gesichert. Die unmittelbaren Einnahmen werden Dedung schaffen, und mittelbar wird mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, welchen Spandau alsdann durch den Fremdenzug nähme, eine Hebung der Steuerkraft erzielt, welche der Kommune eben zu gute kommt. Mit der Aufwendung der ersten 30 000 Mark ist allerdings ein Risiko verbunden. Denn mag auch die Wahrscheinlichkeit noch so groß sein, daß eine gute Solquelle erschlossen wird, so ist doch immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß das Gegenteil statthindet. Aber soll es die Stadt darum unterlassen, den ersten Schritt zu thun? Ein Geschäftsmann, der über die ausreichenden Mittel verfügt, würde gewiß nicht leichtfertig handeln, wenn er angesichts solcher Chancen das Risiko auf sich nähme.

N. Doppelter Selbstmord. Noch ein doppelter Selbstmord, der sich ebenfalls vorgestern Abend gegen 9 Uhr im Norden der Stadt und zwar in dem Hause Pappelallee 31/32 zugetragen hat, wird uns gemeldet. Die Dachwohnung dieses Hauses wird von einem Lumpensammler K. bewohnt, bei dem noch ein Berufsgenosse eine Schlafstelle abgemietet hat. Als gestern Abend die Frau des K. um die oben angegebene Zeit nach Hause kam, fand sie beide, ihren Mann auf dem Bett und seinen Freund auf der Erde als Leichen liegen. Der sofort hinzugerufenen Arzt, Dr. Steinbach, konnte nur den bereits eingetretenen Tod der Beiden und als Todesursache allen Anzeichen nach eine Vergiftung konstatiren. Die Leichen sind noch gestern Abend auf Anordnung der Behörde in das Obduktionshaus geschafft worden.

n. Vor dem Amtsgericht in der Lindenstraße spielte sich gestern Vormittag eine höchst unerquickliche Szene ab, die voraussichtlich wieder ein Nachspiel vor dem Strafrichter finden wird. Ein etwa 50jähriger, anscheinend halbblinder Mann, der, nach seinen aufgeregten Reden zu urtheilen, kurz vorher in einem Termin verurtheilt sein mußte, befand sich, gestützt von zwei anderen Bettonen, vor dem einen Portal, augenscheinlich die Gegenpartei erwartend. In demselben Augenblick, als dieselbe, zwei Frauenpersonen, die die Straße betrat, ergriff der Mann einen biden Knotenstock und schlug damit der Aelteren der beiden Frauen derart in das Gesicht, daß die Betroffene mit anscheinend zerstücktem Nasenbein blutüberströmt zusammenbrach. In dem sofort entstehenden Aufstand riefte der rothe Patron spurlos zu verschwinden, während der Verlegte bei einem Barbier ein Nothverband angelegt und sodann per Droschke in ihrer Wohnung geschafft werden mußte.

o. Selbstmord durch Gift. In selbstmörderischer Absicht nahm vorgestern Abend eine in dem Hause Brandenburgstraße 13 wohnende Näherin mit Namen Martha St. eine

Quantität eines äußerst schnell wirkenden, seinem Namen nach aber noch nicht festgestellten Giftes, zu sich. Die Wirkung des Giftes, allem Anschein nach Cyanalkali, war eine so heftige, daß die St. trotz aller angewandten Gegenmittel, bereits nach wenigen Minuten eine Leiche war. Auf Wunsch der Birthsleute ist die Leiche nicht nach dem Obduktionshaus geschafft, sondern in der Wohnung belassen worden. Als Motiv der unseligen That wird ein unglückliches Liebesverhältnis angegeben.

b. Der Ransch ist ein blühendes Geschäft; er hat a sogar zu zwei speziellen Annonzenblättern gebracht, von denen eins in Hannover erscheint. In euphemistischer Weise nennt sich der Ransch Partie-Waaren-Handel. Derselbe beschäftigt sogar eigene Arbeiter. Es sind dies Leute, welche bei einem Fabrikanten gearbeitet und sich etwas von der Sache abgequod haben. Sie stellen demselben die theuren Muster, der Ransch liefert ihnen das Rohmaterial, und nun prüfen sie darauf los. Auch allerhand sogenannte Schmutzfinken finden hier ihr Unterkommen. Der Ransch drückt die Arbeiter bis auf Blut und macht dann dem realen Fabrikanten mit seiner eigenen Mustern Konkurrenz. Der Hauptstz der Ransch-Geschäfte ist im Osten Berlins.

n. Einen sehr unglücklichen Sturz machte am vorgestrigen Tage ein vor dem königlichen Kasino in der Polymarktstraße beschäftigter Schlosser Theodor Sch. Derselbe war dort auf einer ca. 2 Fuß hohen Leiter stehend mit den Montiren eines hohen Kandelabers beschäftigt. Hierbei gerieth die Leiter in's Schwanken und stürzte Sch. aus der ziemlich beträchtlichen Höhe mit derselben auf den Bürgersteig. Die Verunglückte erlitt bei dem Fall anscheinend so schwere innere Verletzungen, daß er nach Anlegung eines Nothverbandes sofort per Droschke in seine in der Seydelstraße belegene Wohnung geschafft werden mußte.

g. Die vor einigen Tagen erfolgte Verhaftung des früheren Restaurateurs Karl E. aus Treptow macht viel von sich reden. Die vielen Berlinern bekannte Wittve E. geb. B. betrieb seit dem Tode ihres Mannes bis zum 1. April 188 unter Hülfeleistung ihres Sohnes Karl das Restaurationsgeschäft zu Treptow selbstständig. Vom 1. April ab trat aber der Sohn Karl als alleiniger Inhaber auf, da ihm die ganzen Uensilien von seiner Mutter, der Wittve E., übergeben waren. Da er als solcher auch das Gartenbuffet für den Sommer zu vergeben hatte, meldete sich bei ihm der frühere Restaurateur Gustav B. behufs Uebernahme dieses Postens. W., welchem der Karl E. völlig fremd war, schloß mit letzterem einen Vertrag rücksichtlich des Gartenbuffets ab und stellte, da die Wittve E. der Karl E. als ihren Sohn und Geschäftsinhaber bezeichnete, eine Kaution von 1700 Mark. Der Sommer verlief in Ruh und Frieden. Doch eines Tages, es war Mitte September, war Karl E. angeblich auf Reisen gegangen und lehrte erst am 2. Oktober auf einige Stunden nach Treptow zurück, um sich dann wieder zu entfernen. B. dessen Vertrag mit Karl E. am 1. Oktober 1883 seine Endschuld erreicht hatte, verlangte von der Wittve E. vergeblich Zurückzahlung der Kaution, die er ihrem Sohne gestellt hatte. Nur erst erklärte die Wittve E. dem B., daß der Karl E. gar nicht ihr Sohn sei und auch nicht Karl E., sondern Karl K. heißt. Auf den demnachst von B. gegen K. erwirkten Zahlungsbefehl wurden die Uensilien des E.'schen Restaurants gepfändet, welche jedoch die Wittve E. und deren Töchter als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Der diesbezüglich gegen W. angestrichene Prozeß ist auch zu seinen Ungunsten ausgefallen. Nach ca. 2 Jahren ist der Restaurateur Karl K., vulgo Karl E. festgenommen und in Untersuchungshaft genommen worden, weil er wegen der Unterschlagung der von B. gestellten Kaution und Führung eines falschen Namens zu verantworten. Gegen die Wittve E., welche bei den Vorgängen die Hand im Spiel gehabt, soll ebenfalls strafrechtlich vorgegangen werden.

Gerichts-Zeitung.

Eine durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen hervorgerufene schwere Beleidigung eines Beamten beschäftigte gestern die fünfte Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Angellagerter war der Justizaktuar a. D. Vangbold, welcher bereits 5mal wegen Beleidigung vorbestraft und im Juli v. J. nach Verbüßung einer mehmonatlichen Untersuchungshaft von der Anklage der schweren Urkundenfälschung freigesprochen worden ist. Während er sich im vorigen Sommer im hiesigen Untersuchungsgefängniß befand, war in einer Privatklage wider ihn, in welcher er vom Schöffengericht zu Köpenick zu 30 Mark ev. 6 Tagen Haft verurtheilt worden ist, in der Berufungsinstanz vor dem hiesigen Landgericht II Termin am 19. Juni anberaumt. Um seine Vorführung zu diesem Termin zu erlangen, stellte er 4 Tage zuvor bei seinem Untersuchungsrichter Landgerichtsrath Herzbruch den bezüglichen Antrag, welchen derselbe zu Protokoll nahm und der Staatsanwaltschaft zur weiteren Erledigung überwies. Durch ein Versehen des Gerichtsdieners gelangte aber der Antrag anstatt an die Staatsanwaltschaft des Landgerichts II an die des Landgerichts I und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die Vorführung des Angellagten zu dem gedachten Termin unterbleiben ist und in Konsequenz davon bei dessen Nichterscheinen die Berufung verworren wurde. Aus Unkenntniß mit den einschlägigen Gesetzesbestimmungen unterließ es nun auch der Angellagte, einen Antrag auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand rechtzeitig einzubringen, und so gelangte die Sache das rechtskräftig gewordene Urtheil zur Vollstreckung. Da nun das in Antrag gebrachte Wiederaufnahme-Verfahren mangels der gesetzlichen Voraussetzungen abgelehnt wurde, gerieth der Angellagte in große Erregung und verfaßte in dieser Stimmung bei der Staatsanwaltschaft eine geharnischte Beschwerde gegen denjenigen Beamten, durch dessen Schuld seiner Anwesenheit nach sein Vorführungsantrag zum Termin nicht berücksichtigt worden war. Als den Schuldigen bezeichnete er den lahmenden Protokollführer des Untersuchungsrichters „Herzbrecher“ und nannte ihn in seinem Schreiben „den hohsthaften Sünder“. Dem Rath Herzbruch ist der Kriminalprotokollführer Herzbruch in der That ein lahmes Bein hat, beschäftigt. Derselbe, welcher mit der ganzen Angelegenheit nicht das Mindeste zu thun gehabt hat, schloß sich durch den wider ihn erhobenen Vorwurf beleidigt und stellte gegen den Verfasser der Beschwerdeschrift einen Strafantrag. Das hiesige Schöffengericht verurtheilte denselben zu drei Monaten Gefängniß. Dagegen legte der Angellagte Berufung ein, in welcher er unter Hinweis darauf, daß er sich lediglich in der Wahrnehmung berechtigter Interessen befunden habe, seine Freisprechung beantragte. Im Termin hob er noch hervor, daß er den Protokollführer um deshalb im Verdacht hatte, seine rechtskräftige Vorführung hintertrieben zu haben, weil ihn derselbe bei der Haltung seiner Sprechstunden stets hämisch angelächelt habe. Der Gerichtshof ermäßigte das Strafmaß auf sechs Wochen Gefängniß, indem er annahm, daß der Angellagte zwar die rechtliche Interessen wahrgenommen, daß sich aber aus der gebräuchlichen Form und der heutigen Erklärung die Absicht ergab, den lahmenden Protokollführer zu beleidigen. Die Strafe muß aber wegen der berechtigten Erregung, wie geschehen, herabgesetzt werden.

Eine interessante Anklage wegen Münzvergehens gelangte gestern vor der ersten Strafkammer des Landgerichts zur Verhandlung. In der Mittagsstunde des 15. Februar v. J. besuchte ein Fremder das hiesige Schanklokal in der Annenstrasse trank zwei Glas Bier und gab einen Thaler zur Zahlung. Der Kellnerin kam das Geldstück verdächtig vor, sie zeigte es dem Wirthe und dieser bemerkte nicht nur, daß die Konturen des Birtages weniger hervortraten, sondern auch, daß der Thaler um ein erhebliches leichter und dünner war als ein anderes Geld. Der Wirth fragte zunächst den Fremden, ob er kein anderes Geld habe und als dieser verneinte, machte er

darauf sei. Er trodten debattirt und bittigen v beansta aber zu um ihn daß er nehmen er sich Besti vorge einiger das b Direkt handlu Gerwich Thaler der in ständi menten Dierz er Sal wirken mitter durch blieb wurde Der e die em wollen Der e aber e Stühne — und a ehrlieh stahls, war. geber i Sprigge jewsli, licher n nahm herzig und g Messin in den der G zu drei aber n gehabt offener legt. der ih höchst vollstä annalt ein B Kunst in Marku trag, i Kunst darat lassen sich die B gelegen Kunst sie h Annah soal e Angek Frau i zutren der fü der ve Am an spreche hier e übrig. da ibr Qualer 8 Mar das G Wahl Marku zu ver Entsch auf's des M ban! eine i Das n der un ihr M Sache aus 1,60 Y also fü wobei muß, s nimmt denn e fest. D gestern theilun Gewer sich in den T figurir haupte Adress legers anwalt geklagt seine a welcher konnte mehr r Geldst U gestern dritten trotz se bewegt beendete von No gesund u sage gduete ber fe

darauf aufmerksam, daß der betreffende Thaler ein Falsifikat sei. Der Fremde versicherte dagegen, die Münze sei trotzdem zweifelslos echt und nach längerem Hin- und Herdebattiren schickte der Wirth zum benachbarten Polizeibureau und bat um Insendung eines Beamten, der sich des Verdächtigen vergewissere. Jetzt erbot sich der Letztere plötzlich, den beanstandeten Thaler durch einen anderen zu ersetzen, es war aber zu spät, denn schon war ein Kriminalbeamter zur Stelle, um ihn zu verhaften. Auf der Wache gab der Sistrirte an, daß er der Mechaniker Otto Ernst Knauer sei. Sein Benehmen war ein im höchsten Grade befängenes, auch verwickelte er sich in Widersprüche, als er angegeben sollte, wie er in den Besitz des verdächtigen Thalers gelangt sei. Eine bei ihm vorgenommene Körperuntersuchung und Hausdurchsuchung führte außer einigen edlen Thalerstücken noch ein ebensolches Exemplar als das beschlagnahmte zu Tage und die königliche Münz-Direktion begutachtete, daß die beiden Thalerstücke durch Behandlung mit Säure um einen nicht unbedeutenden Theil ihres Gewichtes verringert worden seien und konstatirte bei dem einen Thaler sogar ein Manco von fünf Gramm. Nun bequeme der in Haft genommene Knauer sich zu einem offenen Geständnis. Er sei ein großer Freund von chemischen Experimenten und gehe mit der Absicht um, „Glühlicht“ zu fabriciren. Hierzu benötige er Chlor Silber und um dieses herzustellen, habe er Salpetersäure eine bestimmte Zeit lang auf die Münzen einwirken lassen. Durch ein Versehen sei ein in dieser Weise desirirter Thaler in sein Portemonnaie gelangt und auch lediglich durch ein Versehen vorausgibt worden. Bei dieser Behauptung blieb der Angeklagte auch im gestrigen Termin stehen, indessen wurde dieselbe durch die Beweisnahme keineswegs unterstützt. Der Staatsanwalt gelangte zu der Ansicht, daß der Angeklagte die entwerteten Thaler als vollgültige habe in Cours setzen wollen und beantragte eine Gefängnisstrafe von vier Wochen. Der Gerichtshof theilte die Ansicht des Staatsanwalts, hielt aber eine dreiwöchige Gefängnisstrafe für eine ausreichende Sühne.

Wegen welcher Bagatellen Anzeigen erstattet und anhängige, unbescholtene Leute in den Verdacht der Unehrlichkeit gerathen können, das beweist ein Prozeß wegen Diebstahls, der vor dem Schöffengericht, Abtheilung 90, anhängig war. Der Metallarbeiter Majewski war von seinem Arbeitgeber Buchsinski der Entwendung beschuldigt, indem er sich ein Spritzen-Mundstück widerrechtlich angeeignet haben sollte. Majewski, ein Mann anfangs der Dreißig, reinlich und mit peinlicher Ordnung gekleidet und bis dahin ganz unbescholtene, nahm von vornherein durch sein bescheidenes und dabei offenes Auftreten für sich ein. Er erklärte sich nichtschuldig und gab an, er habe ein kleines Spritzen-Mundstück von Messing bei der Arbeit verlorben und es deshalb anfänglich in den Kästen für altes Messing geworfen, dann aber sei ihm der Gedanke gekommen, sich davon einen Ring für seine Weife zu drehen, womit er auch angefangen. Er habe denselben aber nicht vollenden können, weil er das Maß der Weife nicht gehabt, deshalb habe er das Mundstück vorläufig in seinen offenen in der Werkstatt befindlichen Arbeitskasten gelegt. Dies sah ein ihm mitgünstig gesinnter Kollege, der ihn bei dem Meister verlastete. Auf die Frage, was denn das Mundstück im Ganzen werth sei, stellte er den Werth auf höchstens 30 Pf. fest. Das Gericht schenkte seinen Angaben vollständig Glauben und sprach ihn, dem Antrag des Staatsanwalts gemäß, von Schuld und Strafe frei.

Einem treffenden Blick in die Lohnfrage gewährte ein Prozeß wegen Unterschlagung, der gegen die Frau Arbeiter Kunst vor dem Schöffengericht, Abtheilung 90, anstand. Sie und ihr Mann arbeiteten für das Garderobengeschäft von Marthus und so erhielt sie denn auch eines Tages den Auftrag, zwei Kinderanzüge zu nähen. Im Termin erklärte Frau Kunst, sie habe bei Abnahme der zugefertigten Stoffe nicht daran gedacht, sich die erforderlichen Zuthaten mitgeben zu lassen und sie selbst angeschafft, um durch die vielen Kaufereien sich die Zeit nicht zu kürzen, während Herr Marthus behauptet, die Zuthaten, Katun und dergleichen, hätten bei den Stoffen gelegen, mag dem sein wie ihm wolle, als Frau Kunst die gewählten Anzüge abliefern wollte, fand sie Herr Marthus so schlecht gearbeitet, daß er die Annahme verweigerte. Selbstverständlich entschied im Gerichtssaal eine Sachverständigen-Kommission nicht, wer in dieser Angelegenheit Recht hätte, nur so viel ward festgestellt, daß Frau Kunst die Kleider wieder mitnehmen mußte, um sie aufzutrennen und dann besser herzustellen und daß ihr nicht allein der für diese Arbeit zu beanspruchende, sondern auch der von der vergangenen Woche noch restirende Lohn verweigert wurde. Am andern Tag trat sie Frau Marthus und hat dieselbe, als Fürsprecherin ihrem Mann gegenüber aufzutreten, erhielt aber auch hier einen ablehnenden Bescheid. Nun blieb ihr nichts weiter übrig, als die zurückgewiesenen Anzüge zu Geld zu machen, da ihr Kind vor Hunger wimmerte und auch sie selbst dessen Qualen fühlte. Sie versetzte jene also und erlangte dadurch 8 Mark in ihre Hände. Damit hatte sie aber auch gegen das Gesetz gefehlt, denn dieses würde ihr nur die Wahl gelassen haben, trotz des quälenden Hungers den Herrn Marthus auf Abnahme der angefertigten Kinder-Kleider zu verklagen und die nach einigen Wochen zu fallende Entscheidung abzuwarten, oder mit dem Kind weiter zu hungern und auf's Neue die Kleider zu nähen. Sie hatte gegen den § 246 des Reichsstrafgesetzbuchs verstoßen und mußte auf die Anklagebank. Hier gab sie zu ihrer Entschuldigung an, sie habe noch eine Forderung an Herrn Marthus gehabt in Höhe von 7,75 M. Das war aber nicht richtig, denn sie hatte nur 3,30 M. mit der zurückgehaltenen Arbeit zu fordern, das Uebrige beanspruchte ihr Mann und dieser Anspruch hatte mit der vorliegenden Sache nichts zu thun. Ihre Forderung setzte sich zusammen aus zwei Arbeiten, die sie in zwei Wochen im Betrage von je 1,60 M. für das Nähen von Kinderanzügen zu erhalten, also für den ganzen Anzug ganze — 80 Pf. Und bei solchem Lohn, wobei die Näherin noch Nadeln, Garn, Verleuchtung liefern muß, kann man sich wundern, wenn die Prostitution überhand nimmt? Der Gerichtshof mag das wohl auch gefühlt haben, denn er setzte die gelinde Strafe von einem Tag Gefängnis fest. Aber die Arbeit ist doch auch verloren!

Wegen unbefugter Führung des Dokortitels stand gestern der Zahnkünstler Friedr. Wilh. Hinge vor der 91. Abtheilung des Schöffengerichts. Der Angeklagte betreibt sein Gewerbe in einem Hause an der Stralauer Brücke und hat sich nicht nur auf den Geschäftsführern und unberechtigter Weise den Titel „Doktor“ beigelegt, sondern auch im Adreßbuche figurirt er als „Doktor“. Zur Verantwortung gezogen, behauptete er im ersten Termine, daß der unbefugte Zusatz im Adreßbuche nicht auf seine, sondern auf Veranlassung des Verlegers oder des Verwerthers geschehen sein müsse. Der Staatsanwalt ließ aber recherchiren und wurde dabei ein vom Angeklagten eigenhändig geschriebener Zettel, auf Grund dessen seine Aufnahme im Adreßbuche erfolgt war, zu Tage gefördert, welcher ebenfalls den inkriminirten Zusatz trug. Nunmehr konnte ein Zeugen in Betreff dieses Punktes auch nichts mehr nützen. Herr Hinge räumte ein und wurde zu einer Geldstrafe von 50 Mark ev. 10 Tagen Gefängnis verurtheilt. **Unter der Anklage** des wiederholten Betruges stand gestern der Kaufmann Richard Wilhelm Ostas Senmel vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I. Der Angeklagte hat trotz seiner Jugend — er ist erst 22 Jahre alt — bereits eine bewegte und besetzte Vergangenheit hinter sich. Er ist nach beendetem Lehrjahre längere Zeit in der renommirten Handlung von Ravens Söhne thätig gewesen und will dann einen Söbner gefunden haben, der ihn bewog, dem Kaufmannsstande Valet zu sagen und sich den Breiten zu widmen, welche die Welt bedeuten. Er wurde Schauspieler. Bald zog der Kunstlächer der seine Hand von ihm ab und der Angeklagte schloß sich

einer wandernden Schauspielertruppe an und zog mit derselben im Lande umher. Nach Verübung mehrerer Verbrechen verurtheilte er die erste Freiheitsstrafe und lenkte dann seine Schritte nach Wien. Hier trat er als „Schriftsteller“ unter dem falschen Namen v. Naworsky auf, suchte sich in literarischen Kreisen Eingang zu verschaffen und schwindelte weiter. Das Wiener Gericht belegte den Hochstapler mit acht Monaten Kerker und verwies ihn sodann des Landes. Wieder wandte sich der Angeklagte seiner Heimath Berlin zu und im Anfang dieses Jahres tauchte er hier plötzlich als „Erfinder und Unternehmer“ auf. Er stellte sich den bedeutendsten Geschäftsleuten, welche viel zu inseriren pflegen, als Inhaber des neu gegründeten Annoncen-Instituts „Merkur“ vor, unterbreitete ihnen ein hübsch ausgestattetes Programm und suchte sie als Kunden für sein Unternehmen zu gewinnen. Er habe eine Erfindung gemacht, welche auf dem Gebiete des Annoncenwesens Gooche machen werde; er habe eine Anschlagtafel konstruirt, welche in eleganter und praktischer Ausstattung unerreicht dastände; dieselbe würde außer Normaluhr, Thermometer, Barometer u. s. w. Annoncen enthalten, welche auf Glas angebracht, des Abends illuminiert und von großer Wirkung sein würden. Die Säulen würden eine wahre Fierde für öffentliche Gärten und Hotels bilden, es erzeuge eine solche, von ihm auf dem Place de Concorde in Paris aufgestellte, nicht geringes Aufsehen. Bereits hätten die Inhaber mehrerer der größeren hiesigen Etablissements, Hotel de Rome, Central-Hotel, Kroll, die Direktion des Zoologischen Gartens, Rudolf Herzog u. s. w. ihm kontraktlich die Zusage gegeben, derartige Säulen in ihren Etablissements aufzustellen, resp. anzuzeigen zu wollen u. s. w. Durch diese falschen Vorspiegelungen bewogen, schloß sich auch der Prokurist der bekannten Weinhandlung Hodega als Inserent an und wurde dafür ein fester Preis von 200 M. verabredet. Nach einigen Tagen erschien der Angeklagte wieder bei dem Prokuristen und bat und erhielt einen Voranschuss von 60 M. Seit dieser Zeit wurde von ihm nichts gesehen oder gehört. Bei der Firma Westphal bestellte der Angeklagte farbige und bemalte Gläser zum Betrage von mehreren hundert Mark, ebenso bei Koch und Wein; er hat die zum Theil fertig gestellten Gegenstände aber nicht in Empfang genommen und die Bemalungen ihm aufzusuchen blieben ohne Erfolg, weil er ein Geschäftslokal nicht besaß. Einem Uhrmacher Hermann hat er endlich eine goldene Uhr zum Werthe von 200 M. abgeschwindelt, bevor er durch seine Verhaftung unschädlich gemacht wurde. Der Angeklagte war geständig und führte zu seiner Entschuldigung an, er habe sich geglaubt, er würde die von ihm geplante Idee realisiren können. Der Staatsanwalt hielt dafür, daß es in allen Fällen lediglich auf Betrug abgesehen gewesen, er beantragte 2 1/2 Jahre Zuchthaus, drei Jahre Ehrverlust und 600 M. Geldbuße. Der Gerichtshof billigte dem reuigen Angeklagten aber noch einmal mildernde Umstände zu und erkannte auf 1 1/2 Jahre Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust.

Hirschberg (Schlesien), 5. Juli. In der vorgestrigen Strafkammerung wurde der Schuhmacher Schmittich von hier wegen Majestätsbeleidigung und Beleidigung des Kronprinzen zu sechs Monaten Gefängnis verurtheilt. Derselbe hatte vom Kaiser, vom Kronprinzen und vom Fürsten Bismarck behauptet, sie seien Sozialdemokraten. Der Reichskanzler hatte auf einen Strafantrag verzichtet. Der Angeklagte wendete, wie die „Germania“ mittheilt, zwar ein, er sei an dem betreffenden Abende vollständig betrunken gewesen, und er habe außerdem mit jenen Worten keine Beleidigung ausgesprochen wollen, da nach seiner Meinung Alle, die es mit dem Volke gut meinten, Sozialisten seien; allein, da er seine strafbare Aeußerung trotz aller Warnung dreimal wiederholt, ohne jene Interpretation hinzuzufügen, so erfolgte seine Verurtheilung.

Verene und Versammlungen.

Berichtigung. In dem Bericht in Nr. 155 dieser Zeitung über die öffentliche Versammlung der Metallarbeiter, welche am Sonntag im Wintergarten des Zentralhotels tagte, hat sich ein fälschlicher Druck- oder Schreibfehler eingestellt. Es heißt dort auf Zeile 16: — daß der Meister Löwe und der Former Baar vorzuschlag, — während es heißen muß: — daß der Meister Löwe den Former Baar auf forderte, unter dem vereinbarten Tarif zu arbeiten.

Arbeiter-Bezirke-Verein der Dranienburger Vorstadt und des Wedding. In der am Montag, 6. Juli, im Weddingpark, Müllerstr. 178, abgehaltenen ersten Generalversammlung nach Einführung des neuen Statuts erstattete zunächst der Kassirer Sillier den Kassenericht, worauf der Revisor Höfner die Kassenerführung als von den Revisoren für richtig befunden erklärte und für den Kassirer die Decharge erbat, welche auch erteilt wurde. Hierauf fand die Wahl des gesammten Vorstandes statt. Gewählt wurden die Herren: Kummel (1. Vor.), Hensel (2. Vor.), Sillier (1. Kassirer), Amann (2. Kassirer), Jachau (1. Schriftf.), Damerow (2. Schriftf.), Löwede (Beisitzer), Jakob und Höfner (Revisoren). Sodann hielt Herr Rechtsanwalt Breidner einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag. Er leitete denselben ein mit dem Hinweis darauf, daß heute die Zeit vorüber sei, wo nur der gelehrte Jurist das Recht sprach. Um in Strafsachen zu urtheilen, könne man nicht allein nach dem starren Gesetzesparagrafen gehen, sondern es kommt hierbei darans an, den feilschen Zustand des Angeklagten in Betracht zu ziehen. Deshalb habe der Gesetzgeber bei der Einführung der Geschworenengerichte darauf Bedacht genommen, daß nicht allein der Jurist Recht zu sprechen habe, sondern auch das Laienelement. Ersterer urtheilt streng nach dem Buchstaben des Gesetzes, während die Geschworenen ihr Urtheil als Laien fällen. Die Geschworenengerichte sollen ein Probierstein sein, ob das Gesetz dem Rechtsbewußtsein des Volkes entspricht. Referent geht noch auf die Gerichte verschiedener Staaten näher ein, wobei er betont, daß sie nicht alle die Geschworenengerichte eingeführt haben. Man mache zwar den Geschworenen manchmal Vorwürfe, daß sie da verurtheilt haben, wo der Jurist auf Nichtschuldig erkannt hätte. Ein Irrthum ist aber menschlich und deshalb ist die Wiederaufnahme des Verfahrens zum Zweck der Urtheilsänderung nothwendig. Referent kommt sodann auf einen Fall in Köln zu sprechen, wo die Geschworenen den Kaufmann Rogge, der seinen Gegner, den Hauptmann Hirsch, im Zweikampfe erschossen hatte, freigesprochen haben. Durch die Schwurgerichte habe man einen bedeutenden Vorsprung in der Rechtsprechung erhalten und Referent wünscht, daß der von Preußen im Bundesrath eingebrachte Antrag auf Verminderung der Geschworenen von 12 auf 6 nicht zur Annahme gelangen möge, in welchem Sinne sich auch zwei Oberlandesgerichtsräthe in ihrer Eröffnungsrede einer Schwurgerichtsperiode ausgesprochen haben. Die Garantie sei eine größere bei mehr und eine kleinere bei weniger Geschworenen. Wenn man eine Reformirung für nothwendig erachte, so müsse nach Ansicht des Referenten die Einstimmigkeit in der Urtheilung eintreten, eine Verringerung der Geschworenen sei aber entschieden zu verwerfen. Beim Schöffengericht, welches aus einem Richter und zwei Schöffen besteht, ist zur Urtheilung die 2/3 Majorität erforderlich, beim Strafkammerkollegium sogar 1/2. Wenn nun bei solchen leichten Sachen eine so große Majorität erforderlich ist, so ist folgerichtig, daß bei schweren Sachen erst recht 1/2, oder 10 Geschworene zur Aburtheilung nothwendig sind. Wenn diese 10 nicht im Stande sind, die übrigen 2 Kollegen zu überzeugen, so ist entschieden eine einstimmige Rechtsprechung zu verlangen. Referent geht sodann noch auf die Bildung der Schöffen- und Schwurgerichte des Näheren ein und kommt schließlich auf die seit dem Jahre 1880 auf Grund eines Ortstatut in verschiedenen Städten er-

richteten gewerblichen Schiedsgerichte zu sprechen. Er betont hierbei, daß das Vertrauen der Interessenten größer ist, wenn die Vertreter dazu aus ihren Kreisen gewählt werden. Zum Schluß wendet sich Referent nochmals gegen die Benachtheiligung durch die Einschränkung der Zahl der Geschworenen. Der Vorsitzende sprach dem Vortragenden Namens der Versammlung seinen Dank aus und machte ferner auf die Petition, das Arbeiterchutzgesetz betreffend, aufmerksam. Nach Erledigung des Fragestuhls wurde noch eine Telesammlung für die streikenden Maurer vorgenommen, welche 7 Mark ergab. Die nächste Versammlung findet am Montag, den 20. Juli, statt. — Listen zur Einzeichnung für die Petition zum Arbeiterchutzgesetz liegen außer in den bekannten Stellen noch aus in den Zigarren-Geschäften von Pfannluch, Schausseestraße, und Bernsteine, Vergißstraße 38.

Eine Versammlung der Delegirten hiesiger Schuhmacherverstätten tagte am Dienstag Abend in Keller's oberem Saal, Andreasstr. 21. Die Versammlung stellte den Feldzugsplan auf, nach welchem sie eine Besserung der Lohnverhältnisse im Schuhmachergewerbe zu erzielen hofft. Herr Baginski führte aus, daß nur dann auf Erfolg zu rechnen sei, wenn die Schuhmacher schon jetzt darauf hinarbeiten, zum Frühjahr eine Lohnhöhung in den Bazaren und Engros-Geschäften zu fordern, die kleineren Werkstätten könnten vorerst noch nicht in Betracht gezogen werden, der äußerst schwierigen Verhältnisse wegen, in denen sich unsere Gewerbe, im Vergleich zu anderen, befindet. Ferner wird versucht werden müssen, die Innung, sowie die selbstständigen Schuhmachervereinigungen für uns zu gewinnen, da die Handwerksmeister wohl Ursache haben, ihre größten Konkurrenten, die Großindustriellen, zu schwächen, was ja geschehe, wenn dieselben höhere Löhne zahlen müssen. Redner meint, daß es versucht werden könne, mit der Innung zu verhandeln, und sollte man sich geirrt haben, dann könnte wenigstens konstatiert werden, daß die angebliche Feindschaft der Innung gegen das Kapital nur Phrasen sei. In ähnlichem Sinne sprachen sich die Herren Herrling, Pfedel und Strandt aus, während Herr Klätte für die Errichtung von Zentralwerkstätten plaidirte und sich nur von der Ausführung dieses Projektes Hilfe für die Schuhmacher versprach. Hiernach wurde beschlossen, für nächste Woche eine Generalversammlung einzuberufen, in welcher endgültig entschieden werden soll, ob für nächste Zeit in eine vorbereitete Aktion zu einer Lohnbewegung eingetreten werden soll.

h. s. Zum Maurerstreik resp. zur allgemeinen Baugeschäftsinhaber-Versammlung vom 7. d. M., tragen wir noch Einiges nach. Aus dem Referate des Vorsitzenden, Herrn Bretschneider, möge hervorgehoben sein, daß der Redner anführt, er habe die 45 Pf. pro Stunde bewilligt und nun hätten auch „seine“ Maurer gestreikt. Auf solche Art werde man, wenn man gutmüthig auch alles Beforderte bezahle, für diejenigen bestraft, welche das Geforderte nicht bezahlen, denn wenn alle Meister 4,50 M. gewährt hätten, dann wäre es zur Mehrforderung von 5 M. pro Tag niemals gekommen. Aber obgleich er weder Innungsmeister noch ein wohlhabender Mann sei, müsse er doch erklären, daß er weder in der Lage, noch geneigt sei, die jetzigen Forderungen zu bewilligen. — Herr Maurermeister Traus meint, die Versammlung werde beweisen, daß auch die der Bauinnung nicht angehörenden Arbeitgeber der Maurer und Bager mit den Beschlüssen des Bundes einverstanden sind. Ganz allgemein seien die Meister zc. mit den gestellten Forderungen der Streikenden nicht einverstanden. Auch sei es ihnen nicht darum zu thun, den Lohn herabzudrücken, wohl aber darum, die thätigen und willigen Elemente unter den Gesellen vor dem „Terrorismus der Agitatoren“ zu schützen. — Maurermeister Biebandt polemisiert besonders scharf gegen das falsche Spiel der Führer und Komiteemitglieder, die den bethörten Gesellen nur mittheilen, was ihnen, den „Geiern“, gerade paßt. Dieselben seien nicht auf das wahre Wohl der Gesellschaft, auf den wirklichen Vortheil der Arbeiter bedacht, sondern allein darauf, diese zu tyrannisiren. (!) Kein Geselle sei von den Meistern entlassen worden, wohl aber hätten Alle ihre Meister im Stich gelassen, weil ihre (der Arbeiter) Führer sie (die Arbeiter) zu terrorisiren wußten. Unter keinen Umständen könne man sich in einen Minimallohnssatz einlassen. Er sei eine unfinnige Forderung. Jeder dürfe und solle nur nach seiner Leistungsfähigkeit abgelohnt werden. — Andere Redner behaupteten, die vorgeschlagene Resolution werde geeignet sein, die verführte Masse der trotzig Fordernden und Ungenügsamen „mürbe zu machen“ (!). Der frühere Beschluß der Baugeschäftsinhaber in Betreff der jetzt nur noch zu gewährenden Lohnsätze von „nicht“ über 40 Pf. dürfe unter keinen Umständen desavouirt werden, wenn man sich nicht eine Blöße geben wolle. Daher sei ein Amendement zu Punkt 2 der Resolution, welches gesagt wissen wolle: „Lohnsatz von nicht unter 40 Pf.“ unannehmbar, auch schon deshalb, weil man damit einen Minimallohnssatz anerkennen würde. Dennoch wurde unter Hinweis auf die unberechenbare wirtschaftliche Schädigung beider Theile durch längere Fortdauer des Streiks das Zustandekommen einer „Verständigung“ (natürlich einer solchen nach dem bekannten russischen Diktum: „Der Dien“ muß“). Die Red.), eine Beendigung des Streiks „für dringend wünschenswerth“ und „nothig“ erklärt. — Hr. Biebandt, der mehrmals zum Worte kam, empfahl noch, unter allen Umständen künftig bei der Lohnregulirung allgemein nur das Prinzip der individuellen Leistungsfähigkeit zu Grunde zu legen, gleichviel welches auch der Ausgang des jetzigen Streiks sein und zu welchen Lohnsätzen er zunächst führen möge. Herr Leppihn ist nur bedingungsweise resp. unter der Voraussetzung allgemeiner Anerkennung eines Lohnsatzes von 4 M. für einen solchen, sonst halte er einen höheren Lohn für wohl möglich. Böllig mißbilligen müsse er aber das frühzeitige Herabdrücken des Lohnes im Spätherbst und Winter auf 37 oder gar 35 Pf. Auch war es Herr Leppihn, der seine Stimme, die einzige, gegen die Resolution abgab.

h. s. Die Generalversammlung der streikenden Bager, welche am Montag Nachmittags im „Salon zum deutschen Kaiser“ unter dem Vorstehe des Bagers Dietrich tagte, war von ca. 600 Theilnehmern besucht. Der Vorsitzende konnte der Versammlung die angenehme Mittheilung machen, daß die wenigen Kolonnen der Bager, welche nach Verkündigung des Generalstreik-Beschlusses in voriger Woche noch die Arbeit fortgesetzt, um nicht den ganzen Wochenlohn einzubüßen, vom Montag, den 6. d. M., ab dem allgemeinen Streik sich nun gleichfalls angeschlossen hätten und die Zahl der Indifferenten resp. Fortarbeitenden nur noch eine äußerst geringfügige sei. — Im Uebrigen beschäftigte sich die Versammlung mit einer abfällig urtheilenden Besprechung der neuesten Leistungen der „Baugewerks-Zeitung“, welche sich sowohl mit dem Maurer- und Bagerstreik, als auch mit dem angeblichen „Dank den schamlosen Lehren ihrer Verfäher“, ebenso erorbitanten wie perfiden und wortbrüchigen, unaussprechlichen Afford-Lohnmehrforderungen der Bager im Besonderen befassen. Die betreffenden Artikel wurden als „der Baugesewerks-Zeitung vollkommen würdig“ und als größtmöglicher Erfolg bezeichnet. Zum Beweise der Unwahrheit der in der Baugesewerks-Zeitung über die angeblichen permanenten Affordlohnmehrforderungen der Bager enthaltenen Angaben, wies man auf den bereits seit Februar 1884 den Meistern vorgelegten und von allen zuletzt akzeptirten, aber leider nicht eingehaltenen Tarif der Bagerpreise hin, welchen die Bager, wie fast allfährlich, so auch für das Baujahr 1885 ausgearbeitet haben und durch dessen Befolgung und Einhaltung jeder Meister und Baugeschäftsinhaber von vornherein gegen jede Eventualität unaussprechlicher „unerschämter“ Mehrforderungen der Bager sich sichern könne.

In der Werkstätten-Delegirtenversammlung der Tischler, welche am Dienstag Abend im Louisenstädtischen

Konzerthause stattfand, gelangte eine Resolution zur Annahme, die sich gegen die Herren Görki, Herold und Tugauer richtete. In der Diskussion erklärte der Delegierte Richter, daß der Stadtvorordnete Görki ihm auf Befragen gesagt, man habe den Streit gegen Rödel und die Lohnkommission angefangen, weil man die Tischler in den Fachverein haben will, um sie zur Politik verwenden zu können. Er habe darauf geantwortet: Lassen Sie das schon, die Tischler wissen schon, was sie zu thun haben, die brauchen dazu weder Sie noch den Fachverein. Von mehreren Rednern wurde darauf angeführt, daß wenn die Herren eine Ahnung von einer praktischen Arbeiterbewegung und Organisation hätten, sie sich selbst sagen müßten, daß die Arbeiter unter den heutigen Verhältnissen erst daran gehen müssen, ihre Lage etwas durch Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit zu bessern, sonst bleibt ihnen gar keine Zeit, sich um Politik zu kümmern. Durch Zukunftspropheten belächelt kein Arbeiter einen Feind mehr in die Tasche. Die Gegenwart erfordert praktische Organisationen der Arbeiter, nicht abgefeimte Redensarten. — Wir hängen hiermit diese Denunziation gegen den Fachverein etwas tiefer und halten jeden weiteren Kommentar hierzu für überflüssig.

Die zum Dienstag Nachmittag in Konraths Lokal in Moabit einberufene Versammlung der streifenden Maurer war demnach besucht, daß sich das Lokal als absolut zu klein erwies und die Versammelten wegen der im Saale herrschenden unerträglichen Hitze beschloffen, die Verhandlungen überhaupt nicht stattfinden zu lassen.

Magdeburg, 7. Juli. Gestern Abend sollte im Lokale des Schlossgartens der Redakteur Schmidt in einer Volksversammlung über: „Das Recht auf Bildung“ referieren. Die Versammlung konnte jedoch nicht stattfinden, weil sie noch in letzter Stunde auf Grund des Sozialistengesetzes von der Polizei verboten wurde. Herr Schmidt hatte in letzter Zeit bereits in mehreren Volksversammlungen gesprochen, ohne daß ein Verbot oder eine Auflösung derselben erfolgt wäre.

In Breslau fand vor einigen Tagen eine Versammlung der dortigen Maurergesellen statt, welche sehr zahlreich besucht war. Nach der Wahl des Bureaus ertheilte der Vorsitzende dem aus Berlin ausgewiesenen Maurer Herrn Conrad, welcher sein Domizil jetzt in Breslau genommen hat, das Wort zu einem Vortrage: „Ueber den Streik der Maurer in Berlin“. Nachdem der Referent ein Flugblatt, welches auf die ungünstige Lage der Maurer hinweist, verlesen hatte, forderte er zur regsten Theilnahme an dem Fachverein auf, der es sich zur Aufgabe gestellt habe, die Lage der Handwerkslogen zu verbessern, eine angemessene Arbeitszeit auf allen Baustellen einzuführen, eine ausreichende Bezahlung der Arbeit zu erreichen und ihnen eine anständige und menschenwürdige Behandlung auf den Baustellen zu sichern. Redner weist nun seinerseits darauf hin, daß schon in der kaiserlichen Hofstadt vom Jahre 1881 ausgesprochen worden sei, den Arbeitern müsse geholfen werden. Ein Lohn von 27 bis 28 Pf. pro Stunde, wie er hier in Breslau, in der zweiten Residenzstadt, gezahlt werde, sei ein Hungerlohn, bei dem man nicht leben könne. Wer könne bei diesem Jammerlohn seine Familie erhalten? Sei es nicht schändlich, daß man hier bei diesem Jammerlohn noch hin und her renne, um dem Anderen für 30 bis 40 Pf. die Arbeit abzulaufen? (Beifall.) Ein weiteres Uebel sei die lange Arbeitszeit. Welche Erziehung könne ein Arbeiter, welcher von früh Morgens bis Abends 8 einhalb Uhr arbeite, seinen Kindern angedeihen lassen? Andere Arbeiter hätten nun diese trostlose Lage eingesehen und Fachvereine gegründet, um zu helfen. So auch in Berlin. Trotz aller Verleumdungen der fortschrittlichen oder

vielmehr der kapitalistischen Presse sei es jedoch gelungen, den Behörden zu beweisen, daß die Arbeiter nichts anstreben, als die Hebung ihrer materiellen Interessen. Alle Parteipolitik, religiösen Unterschiede müßten aus diesen Vereinen ferngehalten werden. Wir sind eben Maurer, wir freuen uns auch, daß die Behörde uns in unseren Versammlungen überwacht, damit sie unsere Noth höre und davon Kunde gebe. Es ist eine Freude, daß das Polizei-Präsidium in Berlin sich in die gewerkschaftliche Bewegung nicht einmische. Auf friedlichem Wege müssen wir unsere Lage verbessern. Aber immer werden wir von den Meistern abgewiesen. Redner weist nun auf Berlin hin, wo tausende von Kollegen zur Zeit auswandern oder hungern und darben müßten. Er erklärt sich im weiteren gegen jeden planlosen Streik, weil er großen Schaden mit sich bringe. Weibe aber der Versuch eines friedlichen Ausgleichs nutzlos, so bleibe nichts übrig, als der Streik. Die Forderungen der Berliner Maurer seien berechtigt. Redner gibt nun ein Bild von der Entstehung des Berliner Streiks, zu dem die „Baugewerks-Zeitung“ das ihrige beigetragen habe. Man beschuldige immer die Führer. Diese aber seien viel zu schwach gewesen, dem allgemeinen Streikdrange entgegenzutreten. Er hoffe, daß die Berliner Kollegen siegreich aus dem Streik hervorgehen würden. Wenn aber nicht von allen Seiten Geld nach Berlin geschickt werde, dann freilich sei das Resultat zweifelhaft. Der große Junge aus allen Provinzen nach Berlin mache die dortigen Verhältnisse schwierig. Diesen zugewanderten Leuten sei keine Vernunft zu predigen. Ein Streik sei wie ein Krieg im Frieden. Wie dieser Geld verlange, so müsse auch für die Kriegsbereitschaft der Arbeiter in erster Reihe Geld angesammelt werden. Die Verbesserung der Verhältnisse der Arbeiter komme aber auch dem Staate zu Hilfe. Deshalb könne der Staat nicht gegen die Arbeiter sein, sobald sie in den gesetzlichen Bahnen blieben. Redner will soeben einen Brief aus Berlin erhalten haben, aus dem hervorgehe, daß eine Versammlung von Gesellen und Meistern, aber nicht von Innungsmeistern, stattfinden soll, um eine Einigung zu erzielen. Jeder der 3000 Maurer Breslaus müßte 50 Pf. zum Besten des Streiks zahlen. Wenn es hier so fortgehe, so werde man in ein paar Jahren auf einen Lohn von 1,80 M. täglich gelangen, denn durch das Submissionswesen sinke der Lohn immer mehr. Redner fordert zum Schluß wiederholt zur Unterstützung der Berliner Maurer auf. (Lebhafter Beifall.) Es gelangte hierauf ein Antrag zur Annahme: zur Deckung der Unkosten an den Ausgängen eine Teller Sammlung zu veranstalten und den Ueberschuß den streifenden Maurern in Berlin ausliefern zu lassen. Die folgende Diskussion bot nichts Bemerkenswerthes. — Wie wir erfahren, hatte sich bei der Diskussion auch der Stadtv. Görki aus Berlin zum Wort gemeldet. Derselben wurde das Wort nicht ertheilt, weil der überwachende Kommissar in diesem Falle mit Auflösung der Versammlung gedroht hatte.

Zentral-Kranken- und Sterbe-Kasse der Drechsler und Berufsgenossen (C. S. 48). Den Mitgliedern im Norden und Nordost zur Nachricht, das am Freitag, den 10. Juli, Abends 8 Uhr, eine Versammlung im Vorstädtischen Kasino, Adlerstr. 144 stattfindet, behufs Vorstandswahl und Bezirksbeirtheilung. Es gehören zu diesem Bezirk alle Mitglieder, welche im Norden, Nordost, Nordwest — also Moabit, Wedding, Gesundbrunnen, Prenzlauer-, Königs- und Landsberger-Thorbezirk und im daran grenzenden Theil des Centrum: Hamburgerstraße, Spandauerstraße, Neue Friedrichstraße, Burgstraße, Breitestraße u. s. w. wohnen, und werden die Mit-

glieder ersucht, der wichtigen Tagesordnung halber recht reich zu erscheinen. (Siehe Inserat.)

hfs. Die Freie Organisation junger Kaufleute Berlin hat aus dem Bureau des Reichstages ein Schreiben erhalten, wonach die von genanntem Verein an den Reichsgerichtlichen Petitionen in Sachen der Sonntagsruhe durch Sessionsschluss als „erledigt“ zu betrachten seien. Der Vorstand beschloß, weitere Schritte in der Angelegenheit zu thun. Es war soll für den Herbst eine umfassende Agitation für Herbeiführung der kaufmännischen Sonntagsruhe auf dem Wege der Gesetzgebung eingeleitet und beim Beginn der nächsten Session dem Reichstage eine neue Petition vorgelegt werden.

Eine öffentliche Versammlung der Korbmacher Berlins tagte am Sonntag, den 5. Juli. Herr Michelsen referirte über das Arbeiterschutzgesetz. Darauf wurde eine Resolution angenommen, dahin lautend, daß sich die Versammlung dem von der sozialdemokratischen Fraktion eingebrachten Arbeiterschutzgesetz einverstanden erkläre.

Eine öffentliche Versammlung der Steinbildner Berlins und Umgegend findet am Donnerstag, den 9. Juli, Vormittags 9 Uhr, im Salon zum deutschen Kaiser, Voßstraße 37, statt. Tagesordnung: 1. Bericht über die den Meistern und Bauunternehmern gefaßten Beschlüsse. 2. Verschiedenes.

Die Töpfergesellen hatten am Freitag, den 10. Juli, Abends 6 Uhr, Köpferstraße 100, in Mundt's Saal eine öffentliche Versammlung ab. Die Tagesordnung lautete: Ueberblick über den Verlauf des Streiks der Töpfergesellen Berlins und Umgegend. Es ist Pflicht eines jeden Kollegen, der es ernstlich meint mit der Durchführung des neuen Preises und Alford-Tariffs, in der Versammlung zu erscheinen.

Kleine Mittheilungen.

Das Städtchen Lenzen an der Elbe hatte seinen Bürgermeister wegen schwerer Krankheit pensioniren müssen. Kommissarischer Bürgermeister wurde vor einigen Wochen Major a. D. v. Gerschow nach Lenzen geschickt; als aber Bürgermeistereiwahl stattfand, erhielt er nur 7 Stimmen, während 14 auf den Kammergerichts-Referendarius Hesse fielen. Schon bald darauf hieß es, die Regierung zu Potsdam würde die Wahl von Gerschow's lieber gesehen haben und ist denn auch nunmehr der Bescheid eingetroffen, daß dem Referendar Hesse die Bestätigung nicht ertheilt werde. Die Stadtverordneten haben beschlossen, dagegen Protest zu erheben. Den Erfolg kann man sich denken. Lenzen hat 3000 Einwohner und eine Feldmark von 18 000 Magd. Morgen es besitzt ein reichliches Kommunalvermögen und erhebt Kommunalsteuern. Die Nichtbestätigung eines tüchtigen Mannes, den gegen zum Bürgermeister gehabt hätte, ist nicht gering.

Briefkasten der Redaktion

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Handarbeiter beiderlei Geschlechts. (S. Dresden.) Ersuchen, uns die hiesigen Zahlstellen besannt zu geben, da uns danach gefragt wurde.
A. L. 100. Ihre Frage können wir nicht beantworten, da uns leider bis heute kein Bericht von dort zugegangen. In einigen Tagen denken wir Nachricht zu haben und werden Sie dann Antwort auf Ihre Frage erhalten.

Theater.

Velle-Alliance-Theater.

Heute: Der Altienbudiser.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.

Heute: Der Großmogul.

Ostend-Theater.

Heute: Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Dem Repräsentanten von innen und außen Otto Ballmüller ein dreifach donnerndes Hoch zu seinem heutigen Wiegenfeste. 1573)

Der Vorstand
des Arbeiter-Bezirks-Vereins der Rosenthaler Vorstadt.

Zum heutigen Wiegenfeste unserem Freunde

Otto Ballmüller

Die beste Gratulation. Kk. Ptz.

Die Beleidigung gegen Herrn Ruyke nehme ich hiermit

zurück. [1580] S. Klein.

Gr. öffentl. Versammlung

der Zimmerleute Berlins u. Umgegend
am Sonntag, den 12. Juli, Vorm. 9½ Uhr, auf
Tivoli.

Tagesordnung: 1. Petition der Berliner Zimmerleute.
2. Ergänzungswahl. 3. Strike der Maurer. 4. Verschiedenes.
1574) Die Lohnkommission. J. M.: Hantelmann.

Vereinig. d. Metallarbeiter Deutschl.

(Mitgliedschaft Berlin I.)
Zu unserm am 11. Juli a. e. stattfindenden [1575]

Sommer-Fest

im Eiseller-Etablissement, Chausseestraße Nr. 88, werden
alle Mitglieder und deren Verwandte, sowie alle Freunde und
Gönner der Vereinigung freundlichst eingeladen. — Billets
sind haben bei A. Eiß, Chausseestraße Nr. 16, III., und bei
J. Ahrendt, Gartenstraße Nr. 161, III., sowie in den mit
Plakaten belegten Handlungen. Das Comité.

Central-Kranken- u. Sterbekasse d. Drechsler und verw. Berufsgenossen (C. S. 48).

Bersammlung

am Freitag, den 10. Juli, Abends 8 Uhr,
im Vorstädtischen Kasino, Adlerstraße 144.
Tagesordnung: Vorstandswahl für den Bezirk D., Norden,
Nord-Ost, Nord-West.

Zahlreiches Erscheinen dringend notwendig. [1579]

M. Samadick, Veteranenstr. 11.

Für Gastwirthe.

Der Fachverein der Tischler sucht zur Errichtung einer
Gerberge mit Besatz ein hierzu passendes Lokal. Gest. Offerten
beliebe man an Th. Göde, Wendenstraße 2, III. v., ein-
zusenden. [1576]

Die Nr. 18 der humoristischen Blätter

„Der wahre Jacob“

ist erschienen und in der Exped. des „Berl. Volksbl.“ zu haben.

Zu beziehen durch die Expedition des
„Berliner Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Sehen Sie sich an:

Der
Neue Welt-Kalender
für 1886.

Stuttgart. J. G. W. Neumann.

Aus dem reichen Inhalt seien hier genannt:
Beschreibung der hiesigen Verhältnisse der hiesigen
Kaiserschlösser von 1881—1884. — Moor-
land. — Erzählung von Robert Schmidt.
— Matrosen-Philosophie. — Ein Mann. — Ver-
st. — Gierens, Schemen und Stern-
schuppen. — Ein Mann. — Der
im Wald. — Erzählung von W. Senja. — Der
Schlagensmeister. — Erzählung von Gumpel.
Alle Gratulationsblätter:
1. Der erste Schritt. 2. Bitte erfüllt?
3. Der alte Greis. 4. Aber Herr Wagner!
5. Wahnwörter.
Preis 50 Pfennig.
Stuttgart. J. G. W. Neumann.

August Herold

Berlin SO., 112 Skalitzerstrasse 112.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin

Eigene Fabrik. Solide Preise. Prompte Bedienung. 490

Arbeitsmarkt.

Geübte Stepperin auf Singer verl. A. Reichard,
Schönleinstr. 15, Ecke der Dieffenbachstr. [1578]

Ein tücht. Steindr. w. verl. Alexandrinenstr. 71, S. I. [1577]

Gute und passende Dienstmädchen werden ins Haus geschickt.
Frau Frischer, Adlerstr. 133, I. [1564]

Concert: Haus Sanssouci, Kottbus

Heute Donnerstag: **Humoristische Soiree**

der alten renommirten Leipziger Säng

Anf. 8 Uhr. Entr. 30 Pf. Bei ungünst. Wetter im
Nächste Soiree: Sonntag.

en gros. Cigarren- u. Tabak-Handlung en détail

Fritz Goercki

Berlin SO., Admiralstraße 40 (frühere „Linde.“)

Import echter Havanna, Lager aller Sorten Rauch- und Schnupftabake.
Reich assortirtes Lager echt türkischer, russischer und amerikanischer Cigarretten und Tabake.
Echt Nordhäuser Rauchtabelle.